Elsbeth von Küssaberg und ihre Zeit

erzählt und nacherzählt von Wolf Pabst

Elsbeth von Küssaberg und ihre Zeit

„Ein Schriftsteller hat die Aufgabe,
sich alles so persönlich vorzustellen,
dass das, was er schreibt, so lebendig ist,
wie unsere persönlichen Erinnerungen."

John Irving,
amerikanischer Schriftsteller, 1978

Über das Buch

Im Jahre 1889 erschien in der Druckerei für Kaiserlich Russische Staatspapiere in St. Petersburg ein „episches Gedicht" als Buch gebunden und in deutscher Sprache verfasst. Es hatte den Titel „Elsbeth von Küssaberg" und war zum Zeitpunkt, da ich dies schreibe, bereits über 120 Jahre alt. Der Verfasser des Werkes, das eigentlich ein Heimatroman ist, war Karl Friedrich Würtenberger, 1839 in Küssnach geboren und 1911 auch dort verstorben [15][21]. Sein Berufsweg hatte ihn bis nach St. Petersburg im damaligen russischen Zarenreich geführt, wo er viele Jahre lang Direktor der dortigen staatlichen Druckerei war. Würtenberger wurde von der Stadt St. Petersburg mit der Ehrenbürgerwürde geehrt und war Ehrenmitglied der Russischen Akademie, musste aber im Jahre 1902 nach Zerwürfnissen mit der Staatsführung das Land verlassen und verbrachte seinen Lebensabend in Küssnach. Seine Frau war Anna Henriette, ihr Familienname konnte nicht ermittelt werden. Das Ehepaar hatte einen Sohn, der Karl August hieß. Das Dörfchen Küssnach ist heute ein Ortsteil der größeren Gemeinde Küssaberg, die 1973 im Zuge einer Verwaltungsreform neu entstand. Das Buch, das ich nun kommentieren möchte, hat 341 Seiten. Es ist als Buch längst vergriffen, aber nun im Internet verfügbar [22], und auch auf der Homepage der Gemeinde Küssaberg veröffentlicht.
Die älteren Küssnacher wussten noch, dass es den Roman gab. Sie wussten auch, dass einer der ihren sich als Dichter und als Verwaltungsbeamter am russischen Hof

hervorgetan hatte. Der Name Elsbeth war vor Jahren in Küssnach verbreitet. Gelesen hatte den Roman jedoch niemand, fast niemand.
Der Dichter muss die Ruine der Küssaburg viele Male besucht haben: Er freute sich an Natur und Landschaft, beschrieb in seiner Geschichte die Berge und Gebirgszüge, die er von der Burg aus immer wieder sah, und kannte den steilen Weg über die Sommerhalde hinab zu seinem Heimatdörfchen. Seine reizvollen Gedichte über seine Heimat und die Küssaburg finden sich in seinem Epos meist zu Beginn eines neuen Kapitels. Es überrascht beim Lesen, welche detaillierten Kenntnisse der Dichter zur Geschichte der Küssaburg hatte. Immer wieder konnte ich anhand der verfügbaren Akten die Richtigkeit seiner Angaben überprüfen. Es überrascht jedoch ebenso, wie verklärt Würtenberger das Leben auf der Burg schildert. Die Heldin der Geschichte lebte tatsächlich zur angegebenen Zeit. Die Handlung selbst ist im Stile der damaligen Zeit geschildert, oft zur Übertreibung neigend, manchmal geradezu salbungsvoll, hochdramatisch und schwülstig. Auch die Verse wollen sich nicht immer so fügen, wie der Dichter es wollte. Es wäre trotzdem schade, wenn das Epos in Vergessenheit geriete, denn es spielt ja in unserer engeren Heimat, gibt unserer Phantasie Raum und lässt uns die Vergangenheit in schönstem Lichte erscheinen.
Im Anhang, also direkt nach meinen Literaturangaben, finden Sie eine kurze Inhaltsangabe der „Elsbeth von Küssaberg“. Sie können dann selbst entscheiden, ob Sie meine freie Nacherzählung in Prosa lesen wollen oder nicht.
Ich füge die Geschichte der Elsbeth von der Küssaburg in eine Abhandlung über die geschichtlichen Ereignisse der damaligen Zeit ein. In einem Nachwort nenne ich, wie schon gesagt, die Literatur, auf die ich mich beziehe, und gebe Erläuterungen zu den von mir ergänzten Textteilen. Alle Zeichnungen stammen vom Verfasser, also von mir selbst. Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen.

Wolf Pabst

Abb. 1: Küssaburg um 1390

Anmerkung zum Bild auf der vorigen Seite:
Bei der Rekonstruktion der Burg hatte ich die Stauferburg Katzenstein auf der Ostalb vor Augen. Ich vermute, dass der hohe Bergfried später beim Umbau von 1529 verkürzt wurde. Damals wurde die Küssaburg neu befestigt und auf neue Angriffstechniken mit Handfeuerwaffen und Kanonen umgerüstet.

Abb. 2: Rotkehlchen

Elsbeth von Küssaberg

Ich spreche aus einer längst vergangenen Zeit...

es ist das ferne fünfzehnte Jahrhundert, in dem ich einst lebte. Man nennt mich Elsbeth, Elsbeth von Küssaberg.
Hätte sich der Heimatdichter Karl Friedrich Würtenberger meiner nicht angenommen und sich mit meiner Lebensgeschichte befasst, so wäre ich heute ganz vergessen. Ich finde seine Erzählung wirklich reizend und ergreifend. Wie mögen die Damen seiner Zeit geweint und süße Tränen der Rührung vergossen haben...
Würtenberger lebte während einer Epoche, die man das ausgehende Viktorianische Zeitalter nennt. Er hatte, wie die meisten Männer seiner Zeit, eine seltsame Vorstellung vom Wesen und Gefühlsleben einer Frau. Die ideale Ehegattin hatte das Haus zu hüten, sich um die Aufzucht der Kinder und die Betreuung der Alten und Kranken zu kümmern, hatte dabei stets adrett zu sein und hold und milde zu lächeln. Tatsächlich langweilte diese Eheliebste sich, sofern sie den besseren Kreisen angehörte, bei nachmittäglichen Teekränzchen, hörte mit gespielter Entrüstung den neuesten Klatsch und fiel gelegentlich mit theatralischem Blick in Ohnmacht. Als Dame der höheren Kreise durfte sie dann und wann, wenn der Gatte eine Abendgesellschaft gab, dem erlauchten Publikum auf dem Spinett vorspielen und sanft errötend den Applaus entgegen nehmen. Sie war jedoch von höherer Bildung, Politik und öffentlichem Auftreten gänzlich ausgeschlossen. Eine eigene Lebensplanung wurde ihr nicht zugestanden. Was der vom Vater erwählte Gatte tagsüber trieb und wo er sich spät nachts noch amüsierte, hatte sie nicht zu interessieren.
Würtenberger schildert mich als eine solche bevormundete Frau seiner Zeit, obwohl ich in einem ganz anderen Jahrhundert mit einem anderen Frauenbild und anderen Idealen lebte. Ich will ihnen daher meine Geschichte neu und ohne das schwülstige Beiwerk der Viktorianischen Zeit erzählen**:**

Burg und Herrschaft Küssenberg

Bevor ich nun einen kurzen Abriss der Geschichte unserer Region gebe, möchte ich auf die Frage eingehen, woher denn ein Burgfräulein (eine Frau!), besser über die Geschichte der Region bescheid wissen sollte als die angeblich viel gescheiteren Männer. Nun, wie ich später noch berichten werde, lebte auf der Küssaburg auch mein Großvater. Er kannte die Vergangenheit recht gut, und wenn er erzählte, hörte ich gerne zu. Waren seine Altersgenossen von den benachbarten Burgen zu Besuch, so wurde viel politisiert und von alten Zeiten gesprochen. Vieles habe ich damals erfragt, und der Großvater gab mir geduldig Auskunft. Er freute sich insgeheim, wie mir heute erst bewusst wird, dass ich zu ihm kam und dass ich so neugierig war. Der Leser möge daher, nachdem ich diese Erklärung abgegeben habe, erlauben, dass ich nacherzähle, was sich während vergangener Zeiten hier bei uns zugetragen hat. Auch werde ich mir in Erinnerung rufen, was für mich in meiner Jugendzeit wesentlich war. Ich erzähle es, so wie ich meine Zeit damals begriff, und wie es mir heute, ergänzt um später Gehörtes, im Rückblick erscheint**:**

Abb. 3: Die Alemannen erobern unsere Region

Seit vielen Generationen waren meine Vorfahren Vögte auf der Küssaburg. Das zu unserer Obervogtei gehörige Gebiet nannte sich „Burg und Herrschaft Küssenberg“.
Auf der Burg lebten vor langer Zeit die Grafen von Küssenberg. Beim Lesen der diversen Schriften wird man bald feststellen, dass immer wieder die Grafen von Küssaberg mit den späteren Burgvögten von Küssaberg verwechselt werden.[1] An späterer Stelle komme ich darauf nochmals zurück. Doch zunächst einige generelle Ausführungen zu den Grafen**:** Man weiß immer noch nicht ganz genau, wie eine solche Grafschaft wie die von Küssenberg entstand. Jedenfalls kam unser Volk, die Alemannen, ursprünglich aus dem Nordosten des Reiches, also aus dem Gebiet der Elbe und der Saale, dem heutigen Sachsen und Thüringen. Die ständigen Angriffe der Steppenvölker, dazu vermutlich noch eine Klimaverschlechterung, die zu Missernten führte, bewirkten, dass bereits im ersten Jahrhundert nach Chr. erste Stammesverbände nach Süden auswandern. In der Mitte des dritten Jahrhunderts machte sich dann das ganze Volk der Alemannen in einem großen Heerbann laut und kampfbereit gen Süden auf den Weg. Der Wanderzug wurde durch einen gewählten „Kriegskönig“ angeführt. Dieser König nannte sich später Herzog von Schwaben. An der Spitze der einzelnen Stammesverbände standen Heerführer, die später Grafen genannt wurden. Mehrere solche „Clans“ unterstanden einem hochrangigen „Kronvasallen“, der später als Fürst bezeichnet wurde. Hatte dieser Fürst auch noch das Recht, bei der Wahl des Herzogs mitzubestimmen, so nannte man ihn Kurfürst.
Die Alemannen fielen nun in die Gebiete der Römer ein und nahmen diese in Besitz. Was mit den römischen Siedlern und der einheimischen Urbevölkerung geschah, ist nicht überliefert. Die Bauten der Römer wurden jedenfalls einschließlich der Wasserversorgung weitgehend zerstört. Soweit die ortsansässige Bevölkerung nicht bei den Kämpfen ums Leben kam, vermischte sie sich vermutlich später mit den Eindringlingen. Nach der Eroberung des Südens stritten die Alemannen untereinander um die neuen Gebiete, es entstanden schließlich die einzelnen Gaue mit einem Fürsten oder Kirchenfürsten an der Spitze und innerhalb der Gaue die Grafschaften. Das neue Siedlungsgebiet der Alemannen mit dem Herzog an der Spitze nannte man „Herzogtum Schwaben“. Es umfasste ganz Süddeutschland sowie das gesamte deutschsprachige Helvetien nebst Zürich, St. Gallen, Chur und dem Gotthardpass. Es reichte im Süden bis Chiavenna und im Osten bis Augsburg. Auch das Elsass gehörte zum Stammesherzogtum[2] der Schwaben. Nach dem Rechtsverständnis der Alemannen gehörten anfänglich die eroberten Gebiete dem ganzen Volke. Der jeweilige Fürst oder Graf war also nicht der Eigentümer seines Territoriums, sondern bekam die Herrschaft nur „zu Lehen“, also als Leihgabe. [9] Wenn der „Lehensträger“ in Ungnade fiel oder ohne männliche Nachkommenschaft blieb, fiel das Lehen zurück an den jeweiligen Lehensherrn, der es danach von neuem vergab. Auf diese Weise entstand ein System von Abhängigkeiten, ein

[1] Würtenberger, Seite 101, Verse 2 und 3.

[2] Das Herzogtum Schwaben war neben Bayern, Franken, Lotringen und Sachsen eines der sogenannten fünf Stammesherzogtümer, die zusammen das Ostfränkische Reich bildeten.
Im 10. und 11. Jahrhundert war der Hohentwiel Sitz der Herzöge von Schwaben und galt zusammen mit den Klöstern St. Gallen, Reichenau und der Stadt Konstanz als das Kerngebiet Schwabens. Die heutige Bodenseeregion war eine reiche blühende Gegend, ein Zentrum kirchlichen Lebens, wohlhabend durch Landwirtschaft und Handel. Das Herzogtum wurde jedoch immer wieder von Erbstreitigkeiten erschüttert. Die daran beteiligten Adeligen führten zahlreiche Feldzüge gegeneinander unter denen besonders die ländliche Bevölkerung schwer zu leiden hatte. Infolge der häufig wechselnden Machtverhältnisse veränderten sich immer wieder die äußeren Grenzen des Herzogtums. Nach genau definierten Gebietsgrenzen des damaligen Schwabens sucht man daher vergebens.

Dienst-, Schutz- und Treueverhältnis, sozusagen eine staatlich verordnete Vetterleswirtschaft. An der Spitze stand der Herzog, danach folgten die Kronvasallen, darunter die Grafen, darunter die Dorfgemeinschaften. Neben den Grafschaften gab es auch „Königsgüter“, die der herzoglichen Familie gehörten und die durch Ministerialen, also durch Beauftragte des Herzogs, verwaltet wurden. Fürsten und Grafen waren dem Herzog zum Heeresdienst verpflichtet. Sie waren sozusagen die Offiziere des Herzogs. Im Kriegsfalle mussten sie eine ausgebildete und gut bewaffnete Truppe wehrfähiger Männer stellen. Diese rekrutierten sie aus den zu den Grafschaften gehörigen Dörfern.
Bereits im elften Jahrhundert begann sich die alte Ordnung des Lehenwesens nach und nach aufzulösen. Eine Reihe schwacher Herrscher konnte sich gegen die immer mächtiger werdenden Fürsten und gegen die Städte, die ebenfalls immer selbstbewusster wurden, nicht mehr behaupten. Auch einzelne Grafen versuchten durch Heirat, Kauf oder durch Gewalt gegen den Nachbarn ihr Territorium zu vergrößern. Immer mehr Lehen wurden, da der Herzog nicht einschritt, zu Privateigentum. Besitz wurde nun entgegen aller Regeln verkauft, der Herzog selbst, der für seine Kriege und seine Hofhaltung Geld benötigte, machte Lehen, die eigentlich dem Volk gehörten, zu Geld. Es wurde vererbt, vergrößert, geteilt oder verpfändet. Es muss insgesamt eine unsichere, rechtlose Zeit gewesen sein, in der nur das Recht des Stärkeren galt.

Abb. 4: Der Vater, Vogt auf Küssenberg

Der letzte Graf, Heinrich von Küssaberg, hatte keinen männlichen Erben und gab im Jahre 1244 die Burg an den Bischof von Konstanz zurück. Er war damals etwa 28 Jahre alt und starb wenig später im Alter von etwa 32 Jahren. Wieso er so schlecht bei Gesundheit war, weiß man nicht. Möglicherweise war er bei einem der

vielen Raufhändel der damaligen Zeit schwer verwundet worden. Jedenfalls fiel das Lehen an den damaligen Kronvasallen, den Bischof von Konstanz, zurück und der Graf von Küssaberg begab sich für den Rest seines Lebens unter den Schutz des mächtigen Kirchenfürsten. Danach wurden die zur Vogtei gehörige Liegenschaften durch einen Vogt des Bischofs von Konstanz betreut. Feindliche Übergriffe hatte die Herrschaft Küssenberg damals vor allem von den Grafen von Krenkingen zu befürchten, aber auch von einem weithin als gewalttätig bekannten Nachbarn, der auf der Habsburg in der Nähe von Brugg saß und der im Laufe der Jahrzehnte sein Territorium „durch Angliederung kleiner Grundherrschaften und Übernahme von Erbschaften“ beträchtlich erweitert hatte [17]. Als 1218 die Zähringer ausstarben, gelang es diesem Nachbarn, Rudolf von Habsburg, sich deren Herrschaftsgebiet, das später „Vorderösterreich“ genannt wurde, anzueignen. 1264 starb der letzte Graf von Kyburg. Der Habsburger bemächtigte sich auch dieses Territoriums. Ich fragte mich, warum ihn niemand in seine Schranken verwies. Schon des öfteren fragte ich mich auch, wieso damals so viele bedeutende Geschlechter ohne Erben waren und ausstarben. Es müssen, wie ich schon an anderer Stelle vermutete, die vielen Fehden und Kriege gewesen sein, bei denen die Söhne ums Leben kamen. Die Männer befehdeten sich, ohne einen Gedanken an ihre Frauen zu verschwenden, die hierdurch zu Witwen wurden.
Der Chronist schreibt beschönigend zur Grundstückspolitik des Habsburgers: Rudolf habe „durch den Aufkauf von Herrschaftsrechten und die Durchsetzung von Erbansprüchen“ sein Territorium erweitert. Im Jahre 1273 wurde Graf Rudolf von Habsburg sogar zum „römischen König“ gewählt. Er nützte sofort die neue Vormachtstellung aus und begann einen Krieg gegen seinen unterlegenen Rivalen um die Königswürde. Dieser Gegenkandidat, Ottokar der Przemislide, wurde besiegt und der Habsburger war fortan auch Herr Niederösterreichs und der Steiermark.
Um 1283 starben die Grafen von Rapperswil am Zürichsee aus. Wieder eignete sich Rudolf das „frei gewordene“ Territorium einschließlich der damit verbundenen Schutzherrschaft über das Kloster Einsiedeln an.
Durch Zukäufe und teilweise durch Eroberung kamen zwischen 1335 und 1365 zum habsburgischen Gebiet Kärnten, Tirol, Krain und Istrien hinzu. Die Habsburger beherrschten nun auch eine der wichtigsten Handelsrouten, den Brennerpass.

Mein Vater, Vogt der Küssaburg

Meine Vorfahren, die sich auch „von Küssaberg“ nannten, waren keine Grafen, sondern wie schon gesagt Dienstmannen des jeweiligen Bischofs von Konstanz. Sie waren niedriger Adel, man sagt auch „Dienstadel“ – einfach hochangesehene gestandene Burgvögte. Der Namenszusatz „von Küssaberg“ war ihnen während der langen Tätigkeit als Burgvögte so zuteil geworden. Mein Vater war Obervogt von etwa 1385 bis 1429, lebte also rund 150 Jahre später als der letzte Graf von Küssaberg.[3]
Mein Vater Heinrich und mein Großvater, der vor ihm die Vogtei innehatte, wohnten damals zusammen mit der Großmutter bei uns auf der Burg. Auch eine unverheiratete Schwester meines Vaters, die wir liebevoll Gotte nannten, lebte bei uns und machte sich in der Küche und in der Krankenpflege nützlich.

[3] Der Dichter Würtenberger irrt also sehr, wenn er Elsbeths Vater als letzten Graf von Küssaberg bezeichnet, und es stimmt auch nicht, dass der Bischof von Konstanz Elsbeths Vater genötigt hätte, ihm die Burg abzutreten.

Der Vater war nahezu täglich auf dem Pferd unterwegs, um nach dem Rechten zu schauen**:** entweder unten im Klettgau oder oben im Höfegebiet, das sich östlich der Burg bis Lienheim und Bergöschingen hinzieht, oder er war in den Weinbergen, die unterhalb der Küssaberg am Schlossberg liegen, anzutreffen. Er besprach mit den Bauern Aussaat- und Erntetermine, entschied, wo Holz einzuschlagen sei, sorgte für die Instandsetzung der Gebäude und der Wege und inspizierte die Herden. Er hatte keine Zeit für den faulen Mittagsschlaf, und nur selten gönnte er sich ein Gläschen Wein mit Gästen. Wer daher von frohem Sang und Gläserklang auf der Burg und von den Freuden der Jagd berichtet, hat eine sehr romantische und sicher nicht zutreffende Vorstellung vom damaligen Leben auf einer Burg.
Ich selbst wurde am Tage der Heiligen Elisabeth, dem 19. November im Jahre 1397, hier auf der Küssaburg als drittes Kind meiner Eltern geboren. Zu jener Zeit war meine Namenspatronin Elisabeth von Thüringen schon heilig gesprochen. Ich liebte und bewunderte stets diese Heilige. Meine Tante, die Schwester meines Vaters, erzählte mir immer wieder ihre Lebensgeschichte. Schon als Kind versuchte ich ihr nachzueifern.
Selten erfährt man wahrheitsgetreu, wie und bei welcher Gelegenheit sich die eigenen Eltern kennen gelernt haben. Ich weiß nur soviel, dass mein Vater zusammen mit dem Großknecht zu Fuß den langen Weg auf den großen Bauernmarkt nach Olten unternommen hatte. Man wollte einen neuen Stier für die Herde der Küssaburg kaufen und das Tier dann per Schiff auf der Aare bis Klingnau bringen. Mein Vater erblickte dort auf dem Markt eine junge Frau, meine spätere Mutter, und wurde bei ihrem Anblick, wie man sagt, vom Blitz getroffen. Er konnte mit ihr reden und sie erwiderte bald seine Zuneigung. Mein Vater bat sie dann, seine Frau zu werden. Später brachten die beiden Männer den schweren Stier per Schiff und von Klingnau aus zu Fuß auf die Küssaburg. Während der über vierstündigen Schiffsreise auf der Aare sprach mein Vater kein einziges Wort.

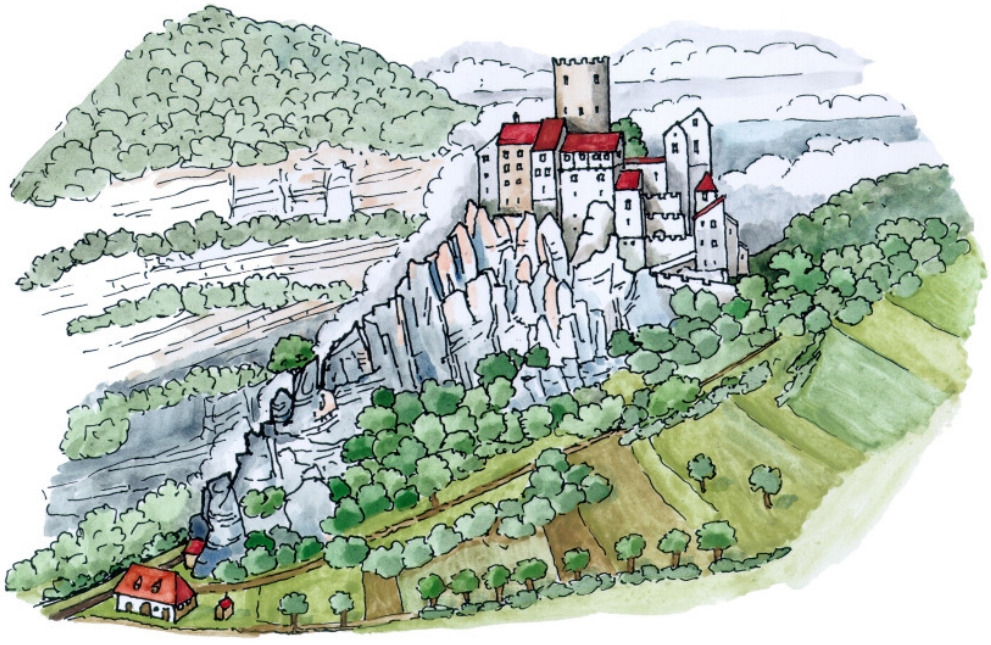

Abb. 5: Burg Neufalkenstein am Zugang zum Passwang

Meine Mutter stammte von einem Hof im Guldental. Die Straße durch das Tal hieß Passwang oder Baschwang. Es war damals die kürzeste, aber auch die steilste Verbindung vom mittleren Aaretal nach Basel. Das nahegelegene Städtchen Aarburg hatte schon damals eine Brücke über die Aare. Danach kam man auf direktem Wege zum Guldental. Dieses gehörte zur Vogtei Neu Falkenstein, deren Oberhaupt und Lehensgeber der Basler Bischof Johan von Vienne war. Zur damaligen Zeit herrschte auf dem Passwang ein reger Verkehr von Tragtieren, hochbeladenen Lastenträgern und zweirädrigen Karren. Sie alle entrichteten beim Eintritt in das Tal ihren Wegezoll. Der Vogt hieß Rutschmann von Blauenstein. Die Burg Neu Falkenstein lag hoch über der Schlucht, die den Zugang zu dem lieblichen Tale bildete. Die Burg lag vierzehn Kilometer westlich von Aarburg oder zwei Kilometer nordöstlich von Balstal.
Zehn Tage nach der ersten Begegnung auf dem Markt kam mein Vater hoch zu Ross, begleitet von seinem eigenen Vater, zurück und forderte auf der Burg Falkenstein für seine Braut die Erlaubnis zur Heirat und die Genehmigung für einen Wegzug auf die Küssaburg. Der Herr von Blaustein wollte den beiden Brautwerbern die junge Frau verkaufen wie eine Kuh. Wie damals teilweise üblich, sollte neben einem ordentlichen Brautgeld noch eine Magd von der Küssaburg als Entschädigung für den Verlust der Untertanin auf Schloss Falkenstein gegeben werden. Meine Mutter war jedoch die Tochter eines freien Bauern, und daher hatte der Falkensteiner keine Chance, den erhofften Kuhhandel erfolgreich abzuschließen. Die beiden Küssaberger kannten die Rechtslage, und am Ende durfte die Frau, die später meine Mutter wurde, ziehen. Sie konnte zwar ihre persönliche Habe mitnehmen, musste aber auf ihr Erbteil am Hofe ihres Vaters verzichten.

Abb. 6: Hochzeitspaar

Meine Leute holten nun den Rest meiner Familie in Aarburg ab, wo man auf den Ausgang des Handels gewartet hatte, dann unternahmen sie den beschwerlichen Weg über den Passwang zum Kloster Beinwil. Dort wurden die Küssenberger schon von den Eltern meiner Mutter und von der Braut selbst erwartet, und bald darauf fand die Hochzeit statt. Mein Vater war im Glück, denn meine Mutter war begehrenswert und schön. Obwohl sie bei ihrer Hochzeit erst achtzehn Jahre alt war, hatte sie schon die Figur einer erwachsenen Frau. Sie trug dichtes schwarzes Haar, hatte eine etwas dunklere Hautfarbe und eine tiefe Stimme. Ihr Mund wurde von einer Falte nachgezeichnet, die man auch Amorbogen nannte und ein zarter dunkler Bartflaum war auf ihrer Oberlippe. Ihr Haarwuchs bildete im Nacken eine Mähne wie bei einem Fohlen. Als mein Vater sie zu seiner Familie auf die Burg holte, schrieb man das Jahr 1376.

Abb. 7: Die Mutter

Ein Jahr nach der Hochzeit kam meine Schwester Helga zur Welt, ein Jahr später mein Bruder Gerold. In den ersten Jahren ihrer Ehe, als meine Geschwister noch klein waren, hatten die Eltern eine sehr glückliche Zeit. Auf der Küssaburg schien die Zeit still zu stehen. Jedoch war damals in unmittelbarer Nähe zur Küssaburg im unteren Tal der Aare eine neue Herrschaft entstanden, die sich Aargau nannte. Der Aargau bestand aus vielen kleinen Herrschaften und aus einem größeren

zusammenhängenden Kerngebiet mit unregelmäßigen Rändern, das dem Hause Habsburg gehörte. Die Region glich eher einem Fleckenteppich als einem geschlossenen Territorium. Als Herrscher über den Aargau hatten sich auch hier die Habsburger etabliert, welche in der Folge die übrigen Grundherrschaften ständig bedrängten, die Stadt Bern an der Ausweitung ihres Machtbereiches behinderten und mit dem Bischof von Basel wegen der Pässe über den Hauenstein im Streit lagen. Auch auf der Küssaburg rechnete man stets mit einem Übergriff durch die aggressiven Habsburger. Erst sehr viel später wurden mir diese geschichtlichen Fakten bewusst.

Morgarten (1315), Laupen (1339) und Sempach (1386)

Damit Sie verstehen, wie sich Ende des 13. Jahrhunderts die Eidgenossen von ihren Nachbarn und damit vom Reich abspalteten, will ich über einige der Kriegshandlungen berichten: Die damalige Zeit war, wie ich schon sagte, eine Zeit, in der Gewalt und Rechtsbrüche an der Tagesordnung waren [17]. Es ist nicht ganz einfach, die Entstehung der Eidgenossenschaft zu beschreiben. Die Zusammenhänge entnahm ich erst sehr viel später den mir zur Verfügung stehenden Berichten der Historiker. Ich hoffe sehr, dass ich alles richtig gelesen und verstanden habe und es ihnen zutreffend weitererzählen kann**:**
„Im Hinblick auf die Arglist der Zeit“ schlossen damals benachbarte Talschaften untereinander Bündnisverträge ab, durch welche die Bundesgenossen sich zu gegenseitiger Hilfe in Krieg und Not verpflichteten. Diese Verträge richteten sich in erster Linie gegen die ständigen Gebietsansprüche der Habsburger, die sich zudem über ältere Verträge zwischen dem Reich und den eidgenössischen Talschaften hinwegsetzten. Es gab damals eine Vielzahl solcher gegenseitiger Hilfsversprechungen zwischen den unterschiedlichsten Bündnispartnern, ja, es war geradezu Mode geworden, sich durch solche Verträge zu verbrüdern und sich abzusichern. Der bekannteste derartige Vertrag war der Bundesbrief von 1291 der Talschaften Uri, Schwyz und Unterwalden. Im Zuge einer eskalierenden Grenzstreitigkeit mit dem Kloster Einsiedeln wurden damals die Schwyzer kurzerhand durch den Bischof von Konstanz mit dem Kirchenbann belegt. Dies brachte sie so in Rage, dass sie 1314 das Kloster Einsiedeln überfielen, plünderten, die Kirche besudelten und die Mönche als Gefangene nach Schwyz verschleppten.

Abb. 8: Gefangene Mönche

Die Habsburger waren eigentlich nicht die bösen Unterdrücker, als die sie die Geschichtsschreibung schildert, und die Schwyzer noch nicht die edlen Freiheitskämpfer, als die man sie immer noch gerne rühmt. Vielmehr war der Überfall auf Einsiedeln eine rüde Provokation der Obrigkeit.
Nach dem Aussterben der Grafen von Rapperswil hatten die Habsburger, wie ich schon sagte, die Schirmherrschaft über das Kloster übernommen und waren nun durch diesen Handstreich der Schwyzer direkt herausgefordert und in ihrer Ehre verletzt. Auch der süddeutsche Adel, aus dessen Reihen die Mönche stammten, konnte sich diese Herausforderung nicht bieten lassen. Im Spätherbst 1315 kam es daher zu einer Strafexpedition gegen die Talschaft Schwyz. Die Urner und Unterwaldener hielten sich trotz des Bündnisvertrages fein aus dem Konflikt heraus, denn Schwyz hatte alleine und dazu leichtfertig und unnötigerweise den Habsburger Löwen gereizt. Ohne eigenes Verschulden wollte man sich nicht in einen Krieg mit ungewissem Ausgang hineinziehen lassen. Das stolze Aufgebot der Habsburger geriet jedoch unter der Führung des Herzogs Leopold I bei Morgarten am Ägerisee in einen Hinterhalt und wurde von den Schwyzern, die Schulter an Schulter wie die entfesselten Teufel kämpften, niedergemacht. Ritter und habsburgisches Fußvolk wurden, soweit sie nicht ihr Leben ließen, in die Flucht geschlagen. In den Jahren danach gerieten die drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden, zu deren Bund sich später noch Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern gesellten, ständig in Konflikt mit den Habsburgern. Die Habsburger störten häufig den Warenverkehr Richtung Gotthard und verhinderten, dass lebenswichtige Waren in die Innerschweiz geliefert wurden. Man schikanierte sich gegenseitig mit allerhand Nadelstichen. Schließlich kam es aus der gereizten Stimmung heraus zu zwei verlustreichen Schlachten:
Im Juni 1339 war es zu einem Konflikt zwischen der Reichsstadt Bern und Kaiser Ludwig gekommen, weil Bern sich in einem Handstreich das Städtchen Laupen und dessen Umland angeeignet hatte und weil sich die Stadt gleichzeitig weigerte, Ludwig zu huldigen, der damals mit dem Kirchenbann belegt war.

Abb. 9: Wappenscheibe der Stadt Bern

Die Truppen der Stadt Bern und ihre Verbündeten wurden nahe Laupen durch ein übermächtiges Heer aus burgundischen und habsburgischen Rittern angegriffen. Auf der Seite von Bern standen nun aber die Bundesgenossen aus der Innerschweiz. Das Ritterheer wurde auch diesmal vernichtend geschlagen. Der Bischof von Konstanz hatte sich aus dem Streit herausgehalten. Jedoch zogen die Reste des

geschlagenen Ritterheeres gewaltbereit und plündernd auch durch sein Gebiet und über den Pass von Bechtersbohl. Sie versetzten die Landbevölkerung in Angst und Schrecken. Im Juli 1386 unternahm Leopold III aus dem Hause Habsburg, der wenige Jahre zuvor Herzog von Vorderösterreich geworden war, mit seinen Verbündeten einen erneuten Versuch, die unbotmäßigen Innerschweizer und ihre Bundesgenossen mit Gewalt zur Räson zu bringen. Er hatte große Mühe, ein Heer aufzustellen, daher ging ein Ruf in alle Lande, sich an der fröhlichen Strafaktion zu beteiligen. Zu Leopolds Heerbann gesellten sich Ritter aus Basel, Lotringen, Brabant, aus Burgund und aus dem Elsass, aus dem Sundgau und aus Tirol, ja sogar aus der Lombardei. Allerlei zwielichtige Gestalten aus dem ganzen Reiche schlossen sich an. Dann rückte man bei Sempach gegen die verhassten eidgenössischen Bauern und Stadtbürger vor. Man wollte diese endgültig vernichten, vor sich hertreiben, ihre Dörfer plündern, das Vieh fortführen und ihre Frauen vergewaltigen. Doch es kam ganz anders. Ein weiteres Mal errangen die mutigen Bundesgenossen einen glänzenden Sieg über die siegesgewissen Ritter. Leopold fiel in der Schlacht, und seine adeligen Helden, soweit sie nicht erschlagen wurden, ergriffen die Flucht. Unter den Gefallenen befanden sich zahlreiche Stadtbürger und Bauern aus dem Kanton Aargau, die auf der Seite der Habsburger zu den Waffen gezwungen worden waren. Unter den Toten waren auch Adelige aus unserer nächsten Umgebung, Hans von Fürstenberg, Engolf von Stühlingen, Friedrich von Erzingen, Heinrich von Bettmaringen, Ulrich von Thierberg, Rudolf Freiherr von Schönau, Hagner von Rötteln, um nur einige zu nennen. Auch ein Mor von Kusenberg befand sich unter den Toten, der aber soweit ich weiß, kein Küssaberger war. Auf der Seite der Angreifer verloren zweihundert Männer aus der Grafschaft Hauenstein ihr Leben. Die erschlagenen Adeligen lagen ihrer Rüstungen und Kleider beraubt nackt auf dem Schlachtfeld, wurden dann in Totenlisten verzeichnet, und gegen Lösegeld an ihre Angehörigen ausgeliefert.

Abb. 10: Gefallener Ritter

Ihre Namen und Wappen wurden auf einer großen hölzernen Tafel verzeichnet. Diese schreckliche Mahnung an Sempach war von nun an in der Klosterkirche der Klarissinnen und Zisterzienserinnen in Königsfelden bei Brugg zu sehen. Die Kirche von Königsfelden wurde einst von der Königinwitwe Elisabeth zur Erinnerung an die Ermordung ihres Mannes König Albrecht I gestiftet. Was mit den einfachen Gefallenen geschah, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich bestattete man sie in Massengräbern. Wieder sah man nach der Niederlage allerhand Gesindel am Pass von Bechtersbohl, das nach der verlorenen Schlacht nach Hause strebte und vor

keiner Gewalttat zurückschreckte. Die Bewohner unserer Talschaft hatten damals eine unsichere Zeit. Mein Vater versuchte, so gut es ging die Übergriffe, unter denen die ländliche Bevölkerung zu leiden hatte, abzuwehren.

Abb. 11: Überlebende der Schlacht von Sempach

Nikopolis (1396)

Ein weiteres Jahrzehnt war danach ins Land gegangen. Der Warenverkehr über den Pass von Bechtersbohl hatte immer mehr abgenommen, weil der Fernverkehr nun entweder von Aarburg aus direkt über den Hauenstein nach Basel ging oder weil man per Schiff durch das Aaretal und ins Rheintal fuhr. Viele Händler bevorzugten auch den inzwischen gut ausgebauten Weg über Konstanz und Schaffhausen ins Neckartal.

Abb. 12: Gerold

Unsere Region lag nun weitab vom Weltgeschehen. Die Burg fristete recht und schlecht ihr Dasein. Inzwischen war mein Bruder Gerold herangewachsen. Man erzählt, er sei ein Raufbold gewesen, ein typischer Mann seiner Zeit, für den es nichts Höheres gab als Großmaulerei, Kampf und Waffenlärm. König Sigismund, damals noch König von Ungarn und noch nicht Deutscher König und Kaiser, rief 1396 die christliche Ritterschaft zu einem Kreuzzug gegen die Türken. Unser Gerold war nun nicht mehr zu halten. Er war inzwischen achtzehn Jahre alt, laut, streitsüchtig und keinem Abenteuer abgeneigt. Krieg und Kampf sah er als seine Lebensaufgabe an. Mit ihm zogen auch etliche gleichgesinnte Altersgenossen aus Küssnach und Dangstetten. Bei Nikopolis erlitt das edle Christenheer eine vernichtende Niederlage. Die Türken verwendeten feuerspeiende Rohre, die einen Höllenlärm verursachten und eiserne Kugeln in die Reihen der angreifenden Christen schleuderten. Die Wirkung war verheerend. Reiter und Fußtruppen wurden gleichermaßen niedergemäht. Zahlreiche Kreuzfahrer fanden den Tod. Unter den vielen Vermissten war auch mein Bruder Gerold. Niemand konnte sagen, ob er gefallen oder in Gefangenschaft geraten war, oder ob er möglicherweise als Galeerensklave sein Dasein fristete. Nur zwei seiner Begleiter sahen die Heimat wieder. Der eine wurde unser Schweinehirt, er hatte bei dem Abenteuer ein Bein verloren. Der andere war einer unserer Holzknechte. Er wurde ebenfalls schwer verwundet und hatte danach anstelle der rechten Hand einen schrecklichen Eisenhaken.

Abb. 13: Holzknecht mit Prothese

Meine Mutter war untröstlich über den Verlust des geliebten Sohnes. Ein Jahr nach der Schlacht von Nikopolis kam dann ich als Nesthäkchen zur Welt. Meine Mutter war damals schon 39 Jahre alt. Sie starb 1402, als ich gerade fünf Jahre alt war, aus Kummer über den verlorenen Sohn.

Abb. 14: Kinderbettchen mit Kind

Jugend auf der Küssaburg

Ich wurde auf den Bergen einer fernen Insel geboren,
die Insel lag über den Nebeln und ihr Name war Küssenberg.
Dort oben begann meine Einsamkeit.[4]

Abb. 15: Veilchen

[4] In Anlehnung an eine Passage aus dem Buch „Haifischfrauen“, einem Familienroman zur Geschichte der Insel Hawaii von Kiana Davenport, Droemersche Verlagsanstalt München.

Ich wuchs als kleine Wildkatze auf der Burg auf. Mein Vater war so sehr mit seinem Kummer über den Verlust seiner Frau und mit seinen Pflichten als Obervogt beschäftigt, dass er sich rein gar nicht um meine Erziehung kümmerte. Ich war ja auch nur ein Mädchen. Er selbst pflegte auch kaum noch Verbindungen zu den Familien der benachbarten Vogteien. Einige Zeit lang war ich untröstlich über den frühen Tod der Mutter. Dann verblasste langsam ihr Bild und die Zeit heilte die Wunden. Dass ich trotz des erlittenen Kummers ohne seelische Blessuren blieb, ist in erster Linie meiner lieben Gotte zu verdanken, die mich bald umsorgte wie eine Mutter. Schon früh ging ich ihr im Haushalt zur Hand. Im Winter fand man uns häufig in der Küche in der Nähe des Feuers beim Kochen oder beim Abwasch. Wir besorgten die Wäsche, die Reinigung der Zimmer und der Treppenhäuser. Beim Bügeln der Wäsche half die Großmutter. Gegen Westen, Richtung Dangstetten, hatten wir einen kleinen Burggarten, in dem im Frühjahr Kohl, Lauch, Rüben, Sellerie, Bohnen und allerlei wohlschmeckende Küchenkräuter wuchsen. An den Wänden des Rondells rankte ein alter Rosenstock empor. In dieses kleine Paradies zog ich mich manchmal zurück und verträumte dort einige Stunden. Ich beobachtete Ameisen, Raupen, Schmetterlinge, Käfer und Eidechsen, die Vögel, die in den Mauernischen nisteten, und kannte auch das Mauswiesel, das in einem großen Steinhaufen wohnte.

Abb. 16: Mauswiesel

Oft war ich aber auch mit der Gotte unterwegs, um Heilkräuter zu sammeln. Hierbei erwarb ich dann meine Kenntnisse in der Heilkunde. Ich half ihr schon bald bei der Pflege der Kranken oder wenn sie unsere Wöchnerinnen betreute. Frühmorgens, wenn gerade das vor der Burg gelegene Städtchen Küssaberg erwachte, zogen wir schon fröhlich los. Wir ließen den sauren Geruch der Burg hinter uns. Auch Rauch, Gestank, Geklapper, Stimmenlärm, Kindergeschrei und sonstige Morgengeräusche der Ansiedlung blieben zurück. Am Brunnen beim Schlosshof machten wir kurz Morgentoilette und füllten unsere Wasserflaschen.

Abb. 17: Schnirkelschnecke

Abb. 18: Bei der Morgentoilette

Dann ging es hinaus in die Natur. Morgens sah man noch Rehe und Hasen. Rebhühner flogen auf. Tautropfen funkelten in den Wiesen. In der Ferne leuchteten Randengebirge, Alb, Schwarzwald und die den Alpen vorgelagerten Wälder in den herrlichsten Blautönen. War klares Wetter, so sah man die Bergkette der Alpen. Ich erinnere mich an Tage, an denen ein großer blasser Mond am südwestlichen Himmel stand, während im Osten die Sonne gerade über den Horizont kam. Die fernen Schneefelder leuchteten wie frisch gewaschenes Linnen. Im Frühjahr waren die Wiesen goldgelb von Löwenzahn, Lerchen stiegen jubilierend in den Himmel. Grüngolden schimmernde Laufkäfer rannten über den Weg und Schnecken trugen ihr kunstvoll gestaltetes Häuschen von einem Wegrand zum anderen. Morgens waren auch Fuchs und Dachs gerne mit ihrer Kinderschar unterwegs. Gelegentlich begegnete man einer eiligen Rotte von Wildschweinen. Waren wir auf der Höhe angelangt, hörten wir von ferne unseren Knecht Hansli, der unterwegs war, um Grünfutter zu schneiden. Er saß auf dem Graswägele und trieb die Kuh Gertrud mit viel Hü und Hott zur Eile an, weil er meist zu spät aufgestanden war. Hansli war geistig etwas zurück geblieben, die Kuh auch, und so kamen sie ganz gut miteinander zurecht. Die Kuh gab nicht mehr viel Milch, konnte aber mit dem kleinen Pflug wunderbar gerade Furchen ziehen. In den lichten Laubwäldern und Hecken rings um die Bergkuppe, die man Hasle nennt, intonierte nun ein vielstimmiges Orchester einen mächtigen Choral zum Lobe Gottes. Näherte man sich dem Hochwald, so übertönten die Drosseln mit ihrem melodischen Gesang jeden anderen Laut.

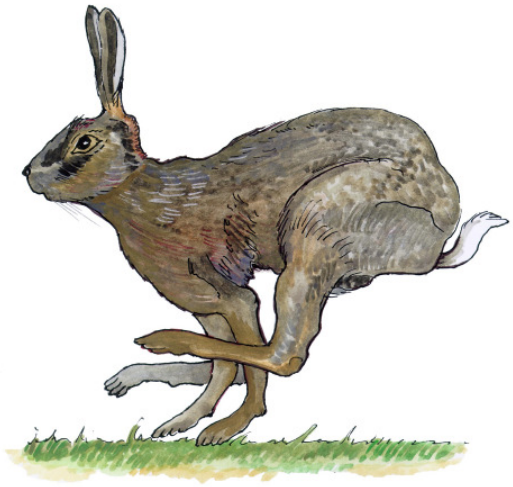

Abb. 19: Rennender Hase

Weil wir an solchen Tagen nicht in der Frühmesse waren, brachte der Burgkaplan drohend und in abfälliger Weise sein Missfallen zum Ausdruck. Die Gotte ihrerseits war um eine treffliche Erwiderung nicht verlegen. Weil sie darüber hinaus noch belesen und intelligent war und sich für die Rechte der Frauen einsetzte, drohte der Kaplan, man werde uns als Hexen verbrennen lassen. Weiber, so rief er theatralisch, Weiber gehören in die Küche. Zunächst fand ich das Gezänk noch harmlos. Bald jedoch begriff ich, dass die Drohung ernst zu nehmen sei. Zwei Jahre zuvor, im Todesjahr meiner Mutter, war in Schaffhausen tatsächlich eine Frau aus der Ortschaft Beringen grausam verhört und als Hexe verbrannt worden.

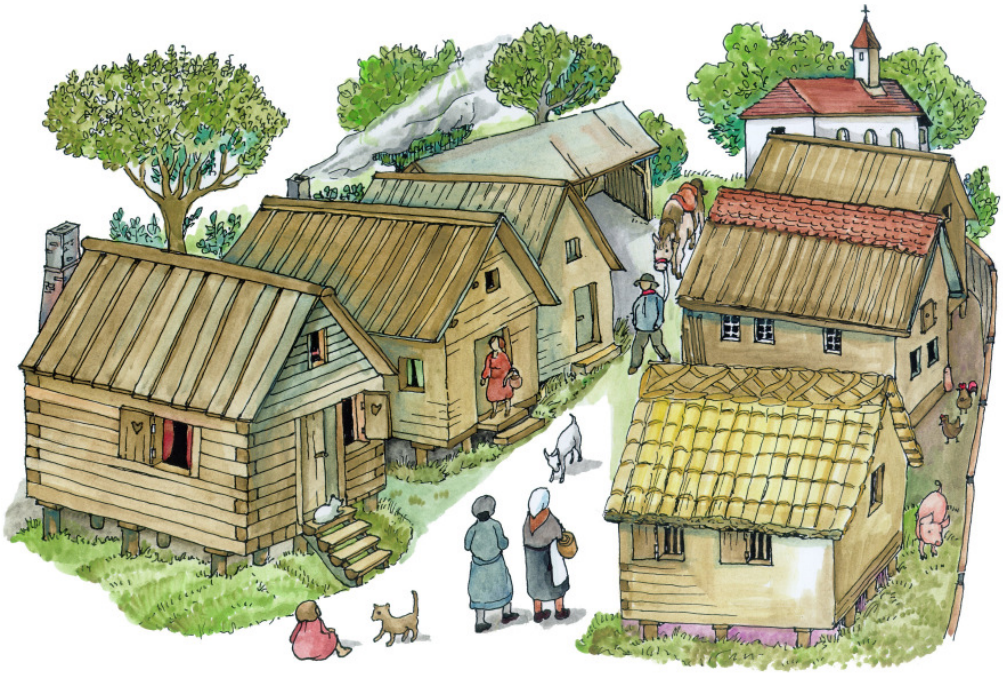

Abb. 20: Das Städtchen Küssenberg

Das Städtchen Küssenberg, das damals noch auf dem Plateau östlich der Burg lag, bestand aus einer Ansammlung kleiner Holzhäuser, die zum Schutze gegen Mäuse auf Pfähle gestellt waren. Die Häuschen reihten sich entlang einer unbefestigten Straße, die zur Burg führte. Die Eingänge der Wohnhäuser und der Speicher lagen zur Straße hin und hatten kurze Holztreppen. Im rückwärtigen Teil der Grundstücke befanden sich die Ställe für Ziegen, Hühner und Hasen. Ganz im Osten, am Ende des Plateaus, stand eine Kapelle. Sie hatte gemauerte Wände, die weiß verputzt waren. In der Siedlung wimmelte es von Kindern. Ich war zwar das Schlossfräulein, lief jedoch wie alle anderen Kinder im Sommer barfuß und beteiligte mich an ihren Spielen. Unter Anleitung eines älteren Mädchens stellte man sich im Kreise oder in Reihen auf und bewegte sich laut singend nach festen Regeln im Kreise oder gegen einander und wieder zurück. Die Kinder hatten auch feste Pflichten, wie Holz spalten, Holz aufsetzen, Hasenfutter holen und Reisig sammeln. Sie halfen auf dem Feld und beim Einbringen der Ernte, hüteten ihre jüngeren Geschwister und mussten sich teilweise, wenn die Eltern nicht da waren, um die Alten kümmern. Man hatte trotzdem noch Zeit für sich selbst und streifte durch die Natur, spielte am Waldrand oder stieg hinunter in die Weinberge unterhalb der Burg mit ihren vielen Wegen und Wasserableitungen. Bei Regenwetter fand man die Kinder in einem offenen Schuppen, in dem die Ackergeräte und die Wagen untergestellt waren.

Die Schwester

Meine Eltern hatten immer gehofft, ein Abkömmling aus einer der umliegenden Vogteien würde ihre ältere Tochter zum Traualtar führen. Doch keiner der Männer fand den Weg zu uns auf die Küssaburg. Meine Schwester Helga verliebte sich dann im Alter von 17 Jahren in einen jungen Bauern aus Küssnach, heiratete diesen und führte von nun an eine glückliche Ehe. Sie war mit ihrem Los als einfache Bauersfrau zufrieden, und die Eheleute hatten bald eine kleine fröhliche Kinderschar. Die Schwester kam meist am Sonntag gegen Mittag mit ihrer Familie zu uns auf die Küssaburg. Am Nachmittag trafen sich die Frauen der Burg in der Kapelle zur Marienandacht. Das war für uns Frauen nahezu die einzige Möglichkeit, Gemeinschaft zu pflegen. Die Gottesmutter Maria wurde damals allgemein recht intensiv und innig verehrt. Ich liebte diese feierliche Stunde der Besinnung, und ich liebte die heiligen Liturgien, zum Beispiel das Salve Regina aus der Marianischen Antiphon, einer Reihe von Gebeten und Lobpreisungen, die je nach Jahreszeit wechseln. Ich liebte auch das liturgische Gebet „Gegrüßet seist Du Maria“ aus dem Rosenkranz oder den im Wechsel gelesenen Andachtstext „Von den Freuden Mariens“ [10]. Die Frauen saßen danach noch gemütlich beieinander, bis es Zeit war, das Abendessen zu richten. War die Schwester wieder in anderen Umständen, so überfielen sie allerlei Ängste. Sie holte sich dann gerne bei der Gotte Rat, die sich ihrer Kümmernisse und gesundheitlichen Probleme annahm. Die Menschen unserer Zeit ängstigten sich vor allem wegen der ständigen Kriege, denen die ländliche Bevölkerung nahezu schutzlos ausgeliefert war. Es gab aber auch ohne Krieg Übergriffe durch den Adel und durch umherziehende Söldner. Meine Schwester fürchtete ganz besonders die ständige Bedrohung durch fremde Soldaten. Ich saß bei diesen Gesprächen meist still im Hintergrund und hörte den beiden Frauen aufmerksam zu.

Abb. 21: Die Schwester

Die Schwester bat mich dann auch zu sich und legte meine Hand auf ihren Leib. Ich spürte wie das Kinds stieß und sich bewegte. So hatte auch ich Anteil am Wunder des werdenden Lebens und an ihrem Glück. Die Gäste blieben noch zum Abendessen und machten sich dann auf den Heimweg nach Küssnach.

Der Schweinehirt

Unser Schweinehirt war trotz seines Holzbeins ein stattlicher, wehrhafter Mann. Auf dem Rücken trug er stets eine Armbrust zur Abwehr von Raubtieren. Hätte jemand versucht, ein Schwein zu stehlen, so hätte er das mit seiner Waffe verhindert. Zusätzlich trug er an der Seite eine kurze Wurfaxt, die er zielsicher schleudern konnte. Zu seiner Ausrüstung gehörten sodann ein scharfes Messer und ein langer Stock, den er benötigte, um Eicheln von den Bäumen zu schlagen. Seine Herde bestand aus etwa fünfzig hochbeinigen weiblichen Tieren und zwei Ebern. Seine Schützlinge waren teilweise schwarz gefleckt, wenn sie von einem Hausschwein abstammten, das sich mit einem Wildschwein gepaart hatte. Eine solche Mischung war durchaus erwünscht, weil das Fleisch der Mischlinge besser schmeckte als das der normalen Hausschweine.

Abb. 22: Bache mit Frischlingen

Die Herde wurde von einem Leittier angeführt, das eine Glocke am Hals trug. Der Hirt hatte ein Horn, mit dem er verschiedene Signale gab, die von den Schweinen verstanden und befolgt wurden. Wenn eines der Tiere nicht parierte, wurde der große Hund losgeschickt und das Schwein war dann schnell gehorsam. Der Schweinehirt war verheiratet, hatte aber keine eigenen Kinder. Mein Vater hatte den beiden Eheleuten einen Buben geschenkt, der als Säugling vor der Kapelle gefunden worden war. Das Bübchen war im Sommer ebenfalls häufig bei der Herde anzutreffen. Die Schweine verbrachten fast das ganze Jahr im Freien. Der Schweinehirt hatte am Waldrand eine Hütte, groß genug, um dort auf einer Strohschütte zu übernachten. Gegen Mittag brachte ihm seine Frau Essen und Getränk. Sie übernachtete des öfteren draußen bei ihm, besonders dann, wenn die Schweine Nachwuchs hatten. Er säuberte sich täglich an einem Wassertrog beim Haslehof. Das Wasser dort kam von Quellen, die oberhalb des Hofes zutage traten. Ja, unser Schweinehirt war sehr reinlich. Da er bei jeder Witterung in der freien Natur war, kannte er sich mit den örtlichen Wetterphänomenen aus, sammelte auch Heilkräuter und schnitzte nebenher allerlei nützliches Gerät. Er hatte zudem eine Sammlung seltsamer Wurzeln und seltener Heilsteine, was ihm den Ruf einbrachte, er stehe mit übernatürlichen Mächten in Verbindung. Tatsächlich war er recht fromm und ein großer Verehrer des heiligen Antonius, der auch Antonius der Eremit genannt wird. Dieser Heilige darf nicht mit Antonius von Padua verwechselt werden. Wie man weiß, leiden die Schweine immer wieder unter einer Krankheit, die Rotlauf genannt wird, und die in der Herde großen Schaden anrichten kann. Es war daher auf jeden Fall nützlich, sich mit dem Heiligen gut zu stellen.
Für die Menschen unserer Zeit war Schweinefleisch ungeheuer wichtig. Die Arbeitsbedingungen waren viel härter als zu jetzigen Zeiten. Die Menschen hätten ohne Fett und Fleisch die strengen Winter nicht überlebt. Man versteht nun, warum der Schweinehirt selbst ein so großes Ansehen genoss. Wenn jemand einen Schweinehirten angriff oder ihn gar tötete, so hatte er hohe Strafen zu erwarten, denn vom Schweinehirten hing ja das Überleben der ganzen Gemeinschaft ab.

Abb. 23: Schweinehirt mit Adoptivsohn

Im Herbst war in den Wäldern der Tisch reich gedeckt. Mit Eicheln und Bucheckern wurden die Schweine kräftig gemästet. Der größte Teil der Herde wurde dann im Spätherbst geschlachtet. Nur einige Muttertiere, sowie ein Eber und die weiblichen Jährlinge überlebten das Schlachtfest. Für das Schlachten gab es zwei Termine. Der erste war Ende November. In unserer Region wurde das Fleisch dieser ersten Schlachtung durch „Beizen“ haltbar gemacht, während man es in anderen Gegenden in Salz einlegte. Beim Beizen wurden die ganzen Schweinehälften in eine Salzlösung gelegt und danach in einen gesonderten kühlen Raum abgehängt, der sich auf der Nordostseite der Burg befand. Meist war es im November schon so kalt, dass diese einfache Maßnahme genügte, um das Fleisch gegen Fäulnis und Schimmel zu schützen. Die Kälte reichte auch meist aus, um Eisblöcke herzustellen, die zusätzlich

noch in den Kühlraum gelegt wurden. Es gab dann eine zweite Art des Beizens, die man anwendete, um das Fleisch, bevor es zubereitet wurde, schmackhaft zu machen. Man legte das in Portionen geschnittene Fleisch in die hierfür zubereitete „Beize“, die entweder aus hochwertigem Essig oder aus Sauermilch, Buttermilch, Rotwein oder Weißwein bestand. Als Gewürze verwendete man Basilikum, Thymian, Rosmarin, Salbei und Wachholderbeeren, meist nahm man von allen etwas. Jede Hausfrau hatte ihre eigenen Rezepte. Das Fleisch der zweiten Schlachtung, die Mitte Dezember stattfand, war viel fetter als das Novemberfleisch und wurde geräuchert. An beiden Schlachttagen gab es Kesselfleisch, Speckwürfel und Wurst. Der 30. November hieß auch Andreastag, und an diesem Tag war das beste Schwein der Herde an den Gutsherrn abzuliefern. Der Bischof von Konstanz, dem zu der Zeit die Herrschaft Küssenberg abgabepflichtig war, verzichtete jedoch auf sein Schwein. Er wollte nicht mit einem Schwein in der Kutsche nach Konstanz reisen.
Ein großes Problem war es, die Herde über den Winter zu bringen. Man verfütterte den Trester, der beim Pressen der Trauben und beim Pressen des Fallobstes anfiel. Später gab es die nahrhaften Rückstände, die beim Bierbrauen übrig blieben, also den Trester der Braugerste. Auch verfütterte man in kleinen Mengen die ausgekochte Maische aus der Schnapsbrennerei. Im Herbst wurden auch Eicheln, Bucheckern und Kastanien in großer Menge eingelagert, die im frühen Frühjahr als Futter herhalten mussten. Dieses Schweinefutter wendete man häufig, damit es nicht schimmelte, es durfte auch nicht austrocknen, sonst fraßen es die Schweine nicht mehr. Manchmal war das Futter so knapp, dass die Schweine von Löwenzahnwurzel und Kohlstrünken leben mussten. Der Schweinehirt bestand trotzdem darauf, dass keine Küchenabfälle an seine Schützlinge verfüttert wurden, denn er hatte erkannt, dass gefährliche Krankheiten in erster Linie durch verdorbene Speisereste entstanden. Sobald im Frühjahr der Schnee abgetaut war, wurde die Herde zusammen mit Ziegen und Gänsen auf die Felder getrieben, wo die Tiere die Wurzeln des Getreides ausgruben und dabei auch Engerlinge, Mäuse und Schnecken vertilgten und den Boden lockerten. Wir Kinder besuchten den Hirten gerne, denn er war ein lustiger Kerl, der Puppen für die kleinen Mädchen anfertigte und für die Buben aus der Rinde der Esche kleine Mundstücke herstellte, die Happe genannt wurden und mit denen man einen lauten quäkenden Ton hervorrufen konnte.

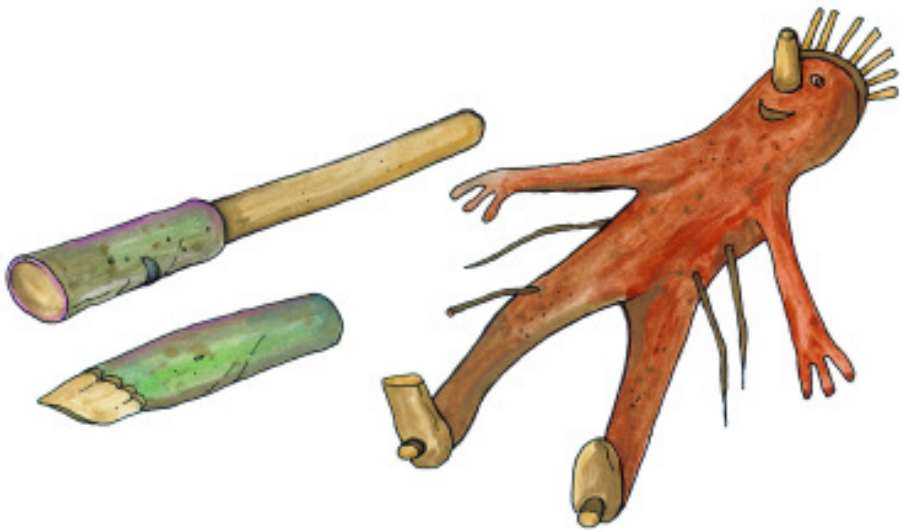

Abb. 24: Happe und Puppe

Unser Schweinehirt war weit in der Welt herumgekommen und war bekannt dafür, dass er viele Dinge nüchtern beurteilte, Dinge, die andere Leute als Werk des Teufels bezeichneten. In unserem Steinbruch fand man damals zahlreiche im Stein eingebettete Schnecken. Die erschreckten Arbeiter holten einen Mönch aus Stühlingen herbei, der die teuflische Erscheinung mit Weihwasser besprühte und beschwörende Gebete sprach. Unser Schweinehirt wusste aber, dass die gleichen Schnecken an einem Meer im fernen Osten gefunden wurden, dort aber noch lebendig waren. Er vermutete, der Stein mit den Schnecken sei einst der Grund eines großen Meeres gewesen.
In der Bibel findet man beim Evangelisten Lukas[5] das Gleichnis vom verlorenen Sohn, der sich, nachdem er sein Geld verprasst hatte, als Schweinehirt verdingte. Er durfte nicht einmal vom Trester essen, der den Schweinen als Futter vorgeworfen wurde. Für die Bibel war das Hüten der Schweine die niedrigste Arbeit, die man sich vorstellen konnte, weil die Juden, wie ich hörte, Schweinefleisch nicht aßen. Der arme verlorene Sohn verdingte sich zu allem Übel bei einem Ungläubigen und galt schon deshalb als besonders verachtenswürdig. Dass bei uns der Schweinhirt ein angesehener Mann war, habe ich nun ausführlich berichtet.

Ich lerne lesen

Abb. 25: Die Gotte

[5] Lk 15, 12-32. Die heutige Einteilung der Bibel in Verse, die ein so präzises Zitieren von Bibelstellen erst möglich macht, stammt von 1551.

Im Winter oder wenn es regnete, fand man mich häufig bei der Gotte. Die Schwester meines Vaters war eine gebildete und sehr belesene Frau. Natürlich konnte man damals nicht einfach ein Buch kaufen. Es klopften aber immer wieder Händler, Pilger oder reisende Studenten, die man Scholaren nannte, auf der Küssaburg an und verkauften Handschriften oder Holzschnitte. Das Zimmerchen meiner Tante war zwar nicht geräumig, aber man konnte es heizen. Dies war damals ein großer Luxus. Die Männer saßen dick eingepackt im großen Rittersaal, tranken Bier und spielten die Helden, denen die Kälte nichts ausmachte. Gegen Abend schlich dann doch einer nach dem anderen in die warme Küche. Wir beide fanden die beheizte Kemenate der Tante viel gemütlicher, auch wenn die Einrichtung des Raumes recht bescheiden war. Solange ich noch nicht lesen konnte, schaute ich die Holzschnitte der Tante an. Sie zeigten, wie ich erst später erfuhr, Bildhauerarbeiten aus der Kathedrale Sainte-Madeleine in Vézelay / Burgund.

Abb. 26: Abraham

Da war Abraham, gerade im Begriff, seinen Sohn zu opfern, oder man sah Jesus, wie er den erhängten Judas vom Baum nahm und den armen Mann über seine Schulter legte. Die Steinmetzen, von denen diese Darstellungen stammten, gehörten zur Bauhütte der berühmten Abtei Cluny. Das alles wusste die Gotte. Sie erläuterte mir anhand der Bilder die Heilige Schrift. Ich lernte Jesus als Menschenfreund, als Gott der Liebe kennen. Im Alter von sechs Jahren brachte ich mir mit Hilfe der Tante das Lesen bei.

Abb. 27: Ich lerne Lesen

Nun las ich die Handschriften der Tante, deren Inhalt ich anfänglich noch nicht verstand. Ich las trotzdem alles, was mir in die Finger kam. Schriften der Nonne Roswitha von Gandersheim, ihre Gedichte und Essays, auch ihre zarte Liebeslyrik. Diese Frau sagte, Mann und Frau hätten die gleiche von Gott gegebene Begabung und seien daher auch gleichwertig. Das verlieh auch mir damals großes Selbstvertrauen. Ich vertiefte mich später in die Schriften der Dominikanerin Christine Ebner und der Mystikerin Gertrud von Ortenberg. Meine Tante sagte, dass alle Frauen Schwestern seien und sich gegenseitig helfen müssten. Das gefiel mir sogleich recht gut. Ich hörte zum ersten Male von den Beginen. Dies waren adelige Frauen, die sich zu Gemeinschaften zusammenschlossen, um finanziell und geistig unabhängig von den Männern zu sein. Sie führten ein klösterliches Leben, ohne ein Gelübde abzulegen, und waren in der Krankenpflege und Fürsorge für die Alten tätig. Sie kümmerten sich auch um die Geburtshilfe und bemühten sich, durch Reinlichkeit und gute Pflege die Frauen vor dem gefürchteten Kindsbettfieber zu bewahren. In Ihren freien Stunden diskutierten sie miteinander und bildeten sich weiter. Als mein Vater erfuhr, dass ich lesen konnte, sagte er zur Gotte, „sie lerne dem Kind nur dummes aufrührerisches Zeug“. Eines Tages hatte der Vater dann plötzlich die Idee, ich müsse auch Latein lernen. Den Grund dafür erfuhr ich erst später. So musste ich jeden Dienstag und jeden Donnerstag bei dem brummigen alten Burgkaplan Unterricht nehmen.

Abb. 28: Unterricht beim Burgkaplan

Saß ich kleines Mäuschen dann dem sauertöpfisch dreinschauenden Herrn Kaplan gegenüber, blickten von den dunklen Wänden zahlreiche Märtyrer grimmig auf mich hernieder. Der Kaplan sagte, sie seien meiner Sünden wegen gestorben, ich möge daher umkehren und Buße tun. Ich wusste zwar nicht, was ich verbrochen hatte, aber ich wusste mich anzupassen. Notgedrungen führte ich ein Doppelleben. Im Lateinunterricht war ich, wie gewünscht, die sanftholde Jungfrau, adrett und demütig. War ich dem strengen Regiment des Kaplans entflohen, wurde ich wieder zur Wildkatze und stürmte voll Lebensfreude hinaus in die Freiheit.

Bei den Großeltern

Nachdem mein Großvater die Oberaufsicht über die Vogtei an seinen Sohn, meinen Vater, übergeben hatte, lebten die Großeltern zurückgezogen in zwei Räumen, die sich über der Küche und der Bäckerei befanden. Die Wohnung besaß Fenster nach Norden, von denen aus man einen herrlichen Blick in den Klettgau hatte. Zwei etwas größere Fenster gingen Richtung Burghof. Fast den ganzen Tag hatte die kleine Wohnung daher Sonne. Die Großeltern beklagten sich von Zeit zu Zeit über die Gerüche, die aus den Toiletten im nordwestlichen Teil der Burg heraufkamen. Im Hochsommer litten sie auch unter der Fliegenplage, die regelmäßig auftrat. Sonst waren sie aber mit ihrem Domizil sehr zufrieden. Die Großmutter besorgte, wenn sie nicht am Fenster saß und den Schwalben zusah, das Bügeln der Wäsche. Der Großvater riss aus lauter Langeweile den Fliegen die Beine aus. Er machte wenn es das Wetter erlaubte, große Spaziergänge. Schon früh erzählte er, wenn ich bei ihm war, über die Geschichte unserer Region. Ich verstand anfänglich nicht alles. Er erläuterte mir aber alles mit großer Geduld. Oft besuchte er seine Enkelin im Tal, war

auch in der Mühle oder beim Schweinehirt im Hasle anzutreffen. Er sammelte Heilkräuter und trocknete sie, führte auch immer noch die Rechnungsbücher und unterwies mich im Rechnen und in der Buchführung. Großvater war kurzsichtig. Er verwendete daher eine große Kugel aus geblasenem Glas zum Vergrößern der Schriften und hatte trotzdem mit dem Lesen seine liebe Not. Als er nun gewahr wurde, dass ich lesen konnte, durfte ich ihm aus seinen geliebten Heldenepen vorlesen. Er besaß eine vergilbte, uralte Ausgabe des Parzival von Wolfram von Eschenbach, die er immer wieder hervorkramte. Dann gab es bei uns den Titurel mit dem verliebten Ritter Schionatulander, seiner Herzdame Sigune und der keuschen Herzeleide. Hatte der Großvater zu tief ins Glas geschaut, so klemmte er sich einen Besen unter den Arm und deklamierte den Titurel:

„Die Lüfte müssen schallen
von meines Speeres krachendem Stoß“

Abb. 29: Großvater

Von Zeit zu Zeit besuchte ein Jugendfreund von der Gutenburg den Großvater. Die alten Knaben besaßen eine Abschrift des Hildebrandliedes, das in einer wortgewaltigen Sprache abgefasst war, die man Althochdeutsch nannte. Sie liebten diesen Text, und wollten ihn immer wieder hören.

Das Gedicht röhrte und dröhnte nur so vom Waffenlärm und dem Gebrüll der kraftstrotzenden Helden**:** In einem abgelegenen Tal der Pyrenäen treffen zwei feindliche Heere aufeinander. Man beschließt keine Schlacht zu schlagen. Stattdessen sollen die beiden Anführer gegeneinander antreten. Der Zweikampf wird mit einer Serie von Beleidigungen eröffnet. Hildebrand, der ältere der beiden Kämpen, erkennt, dass sein Gegenüber der eigene Sohn Hadubrand ist. Wegen der zuvor zugefügten Beleidigungen gibt es jedoch kein Zurück. Hildebrand erschlägt aus reiner Ehrsucht seinen Sohn. Was erzählte wohl Hildebrand seinem Eheweib als Entschuldigung für den Mord? „Mutti, ich habe soeben unser Söhnchen erschlagen, weil der mich vor dem versammelten Heer als senilen Hasenfuß beschimpfte“.

Abb. 30: Hildebrand und Hadubrand

Wir lachten oft über diese Frage, die das steife Heldenepos nicht beantwortete. Die beiden Alten rätselten auch immer wieder, woher wohl die Küssaburg ihren eigenartigen Namen hätte. Der Gutenburger glaubte, der Name leite sich aus dem Geschlecht der Wittlisberger ab. Mein Großvater meinte, die Küssaburg sei einst ein Königsgut gewesen. Das sehe man schon an dem Bildnis des Löwen, das sich über dem Hauptzugang befinde. In Süddeutschland gebe es das weitverbreitete Adelsgeschlecht der Güssen. Diese Güssen, auch Gussen genannt, seien über Generationen Ministerialen, also hochrangige Verwaltungsbeamte des Herzogs von Schwaben gewesen. Nach ihnen sei die Burg benannt. Als Beweis nannte er eine Burg bei Hermaringen nahe Giengen an der Brenz, die Güssenburg genannt wurde und ebenfalls eine Ministerialenburg war. Die Güssen seien auch früher als Ministerialen auf der Kyburg gewesen und die Gutenburg sei nichts anderes als eine Gussenburg. Nichts Genaues wüsste man nicht, sagte mein Großvater. Für ihn sei aber auch klar, dass die Würtenberger keine Wirte am Berg, sondern die ehemaligen Dienstmannen des Gussen seien. Auf die Frage, was denn ein Gusse sei, antwortete er, das sei ein jähzorniger, leicht erregbarer Mensch, halt ein Despot, der den ganzen Tag auf der Burg rumbrülle. Ja, mein Großvater war ein gescheiter Mann [5].

Von den Ängsten der Zeit

Im Dezember des Jahres 1400, ich war damals gerade drei Jahre alt, begann Timur Lenk, den man auch Tamerlan nannte, von Samarkand in Zentralasien aus einen unvorstellbar grausamen Krieg gegen das Reich der Persischen Mongolen, das sich über Persien, das Zweistromland und Teile Syriens erstreckte. Die Ereignisse kann ich nur so erzählen, wie ich sie später gehört habe. Tamerlan belagerte zahlreiche Städte, darunter Bagdad, Aleppo, Damaskus und viele andere und nahm sie ein. Weil diese Städte sich verteidigt hatten, richtete er ein furchtbares Blutbad unter der Bevölkerung an. Die Nachrichten hiervon erreichten nur zögerlich die Küssaburg. Ich hörte, was die Erwachsenen schaudernd diskutierten, war jedoch noch zu klein, um die Tragweite des Geschehens zu verstehen. Ich spürte jedoch, obwohl ich ein Kleinkind war, die Angst der Burgbewohner vor erneuten Überfällen der Reiterhorden aus den Steppen Asiens. Krieg, Sklaverei, Krankheit und Tod bedrohten während meiner Jugendzeit täglich die Menschen. Im Jahre 1338 war dann zum ersten Male eine schreckliche Seuche, die man Pest nannte, durch Schiffe nach Venedig eingeschleppt worden. Die Hälfte der Stadtbewohner Venedigs starb an der tödlichen Krankheit. Von nun an flackerte die Seuche immer wieder auf und raffte die Bevölkerung dahin. Die Türken griffen damals alljährlich, wenn der Sommer kam, Ungarn an. Es war für dieses kriegerische Volk eine Art Nationalsport, sich mit den schwergepanzerten Kreuzrittern im Kampfe zu messen. Sie wurden dann aber von Tamerlan so vernichtend geschlagen, dass ihnen auf Jahre hinaus die Lust auf ihre unsinnigen Attacken gegen Ungarn vergangen war. Die Bedrohung der christlichen Welt durch Tamerlan ging dann so schnell vorüber, wie sie gekommen war, denn der schreckliche Despot starb 1405 an einer fiebrigen Krankheit.
Jenseits der Alpen kämpften damals die Städte Norditaliens erbittert um Ländereien, Märkte, um Macht, Einfluss und um die Vormacht im Mittelmeer. Man ging mit angeheuerten privat finanzierten Heeren und mit Kriegsflotten gegeneinander vor.

Abb. 31: Kriegsgaleere

Die mächtigsten Städte waren Florenz, Mailand, Genua und die Republik Venedig. Die Venezianer führten auch ständig mit Ungarn und mit den byzantinischen Türken um Handelsplätze an der dalmatinischen Küste Krieg. Zu diesem Zwecke unterhielt Venedig eine Kriegsflotte, die bald auch im östlichen Mittelmeer operierte. Handelsschiffe wurden aufgebracht und Piratenschiffe bekämpft. Die Flotte bestand hauptsächlich aus schnellen Galeeren, für die kräftige Männer als Ruderer benötigt wurden. Diese Männer wurden mit Ketten an ihre Sitzbänke geschmiedet. Es waren Strafgefangene, die man in den umliegenden Ländern, vornehmlich in Bayern und Tirol, kaufte, Kriegsgefangene und Männer ohne festen Wohnsitz, die man unterwegs aufgegriffen und zum Dienst an den Rudern gepresst hatte. Unter den Verschleppten waren auch alleine reisende Händler, Pilger oder Handwerksburschen. Sie kehrten einfach nicht mehr zurück, und niemand wusste etwas über ihren Verbleib.
Eines Morgens im Herbst waren bei uns die Täler rings um die Burg im Nebel versunken, der sich während der Nacht in der Landschaft ausgebreitet hatte. Die Küssaburg ragte als einsame Insel aus dem Nebelmeer. Ein blauer Himmel wölbte sich über allem und soeben ging die Sonne auf. In der Ferne leuchtete das Hochgebirge über den dunklen Wäldern des Alpenvorlandes. Am Vorabend hatten die Burgbewohner lange über die fernen Kriegsereignisse gesprochen, und eine unruhige Nacht voll böser Träume lag hinter mir. Als ich auf den Mauerzinnen stand und um mich her nichts als Stille war, hatte ich plötzlich das Gefühl, ich würde fliegen. Alle Ängste fielen von mir ab und ich spürte die Nähe Gottes mit einer Intensität, wie ich sie nie zuvor gekannt hatte. Ich ging an diesem Morgen hinab zum Gutshof, den man auch Schlosshof nennt, um dort am Laufbrunnen meine Morgentoilette zu machen. Auf der benachbarten Wiese, die Streitwiese hieß, lag der große Stier Nadir wiederkäuend inmitten seiner vierzehn rehäugigen Frauen in der Sonne. Die Kühe hatten ihre hübschen Kälber bei sich. Der Stier verschwendete keinen Gedanken an seine Zukunft oder an das Weltgeschehen. Im Schlosshof klapperten schon die Mägde mit dem Melkgeschirr, aber auch das war nicht sein Problem. So lernte ich von diesem Tier, zufrieden zu sein mit dem, was ich hatte, beklagte mich auch nie mehr, dass wir so wenig Lustbarkeiten und Zerstreuung hatten, und war von nun an damit zufrieden, dass wir weitab vom Trubel der Stadtzentren einsam auf unserer Burg wohnten.

Abb. 32: Unser großer Stier

Abschied von der Gotte

Man schrieb nun das Jahr 1410, und ich war inzwischen fast 13 Jahre alt. Aus Konstanz kamen beunruhigende Nachrichten: Unser Herr, Bischof Albrecht Blarer, der erst drei Jahre zuvor sein hohes Amt von seinem Vorgänger Marquard von Randegg übernommen hatte, lag angeblich nach einer Herzattacke schwach und krank im Hospital. Notgedrungen musste er dann das Bischofsamt an seinen Nachfolger, der sich Otto III von Hachberg nannte, abgeben. Später erfuhr ich aber, dass er hierzu gezwungen worden war[6]. Eines Tages im Hochsommer kam der neugewählte Bischof selbst, begleitet von einer Gruppe von Verwaltungsfachleuten, auf die Burg, um mit meinem Vater die Bücher durchzugehen.
Die Männer wurden mit großer Ehrerbietung empfangen und blieben mehrere Tage. Sie bereisten zusammen mit meinem Vater die Vogteien, die damals zur Küssaburg gehörten. Wir waren froh, als sie wieder fort waren, obwohl sie beim Abschied bekundeten, dass sie mit der Verwaltung der Obervogtei sehr zufrieden seien. Später hielt sich hartnäckig das Gerücht, die Herrschaft Küssenberg solle in Kürze verpfändet werden. Die Bischöfe von Konstanz herrschten als mächtige Kirchenfürsten über ein Bistum, das nahezu das gesamte Herzogtum Schwaben umfasste. Mit Ausnahme der Herrschaft Küssenberg verfügte das Bistum jedoch über keine eigenen Besitzungen. Die aufwändige bischöfliche Hofhaltung und die prunkvollen Feste verschlangen riesige Summen. Das Bistum Konstanz verschuldete sich immer mehr. Der neue Bischof Otto III von Hachberg versuchte daher verzweifelt, die Finanzen in Ordnung zu bringen. Dass es dem mächtigen Kirchenfürsten nicht gelang, über eine Sonderabgabe die Schulden in den Griff zu bekommen, ist mehr als verwunderlich.

Abb. 33: Der Bischof von Konstanz sechsspännig

[6] Siehe hierzu im Internet: Suchbegriff: „Die Fürstbischöfe von Konstanz“.

Die Stadt Konstanz war damals eine prachtvolle Bischofsstadt mit zahlreichen Klöstern, imposanten Kirchenbauten und einem regen Geistesleben [13]. Sie war auch gleichzeitig eine pulsierende freie Reichsstadt mit Handelshöfen, Herbergen und stattlichen Bürgerhäusern, die Zeugnis gaben vom Reichtum der Bürgerschaft. In Allensbach befand sich die Sommerresidenz der Bischöfe. Die Hofhaltung dort hätte einem Großfürsten zur Ehre gereicht. Wenn Otto von Hachberg in der Staatskarosse vorüberfuhr, beeilten sich die übrigen Fuhrwerke, den Weg freizugeben. Die vielen Bettler und Invaliden, die damals die schöne Stadt Konstanz bevölkerten, kamen sich angesichts dieser Machtdemonstration elender vor als der arme Lazarus aus den Gleichnissen Jesu.
Meine Tante war einige Zeit lang geradezu verzweifelt. Sie befürchtete, dass sie, falls die Burg verpfändet würde, ihr Wohnrecht verlieren und obdachlos auf der Straße stehen würde. Sie unternahm, begleitet von einem Waffenknecht, eine beschwerliche Reise zum Zisterzienserkloster Frauenthal nahe Cham bei Zug. Dort kannte sie die Äbtissin Elisabeth von Sal, eine Adelstochter aus Winterthur, mit der sie offen über ihre Sorgen sprechen konnte. Elisabeth von Sal wusste, dass das Kloster der Dominikanerinnen von Töss[7] gerade eine Schule für adelige Mädchen einrichte. Die Tante bewarb sich dort und wurde Lehrerin. Töss war ein Dorf mit einer Brücke über den gleichnamigen Fluss Töss. Unterhalb der Brücke lag damals eine große Mühle, die dem Kloster gehörte. Die Ortschaft befand sich und befindet sich noch heute unmittelbar vor den Toren der Stadt Winterthur. Das Kloster war eines der reichsten der gesamten Region, hatte eine gut ausgestattete Bibliothek und war ein Zentrum mittelalterlicher Frauenmystik, also genau der Ort, den sich meine Tante immer vorgestellt hatte. In der Gemeinschaft der Klosterfrauen fand sie als Erzieherin ihre Berufung und wurde kurze Zeit später selbst Ordensfrau.

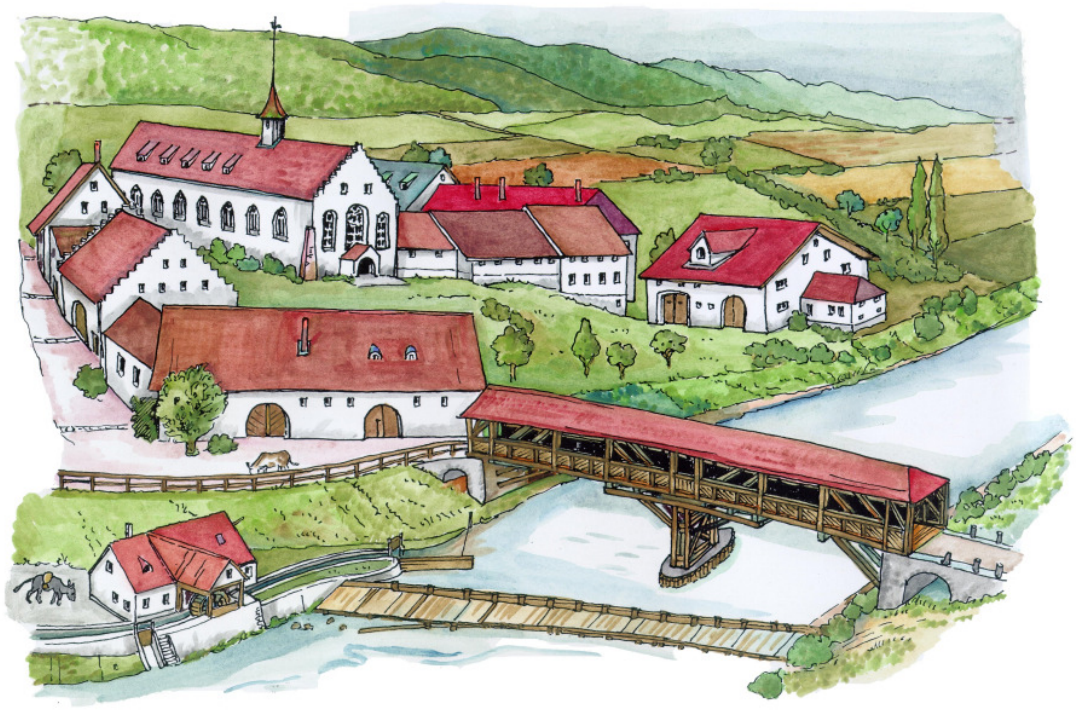

Abb. 34: Kloster Töss bei Winterthur

[7] Siehe hierzu im Internet: Suchbegriff: „Kloster Töss“ Wikipedia.

Ihr Weggang von der Küssaburg war für mich ein schmerzlicher Verlust. Wenig später kam der demissionierte Bischof Albrecht Blarer zu uns auf die Küssaburg, die er sich vorübergehend als Ruhesitz gewählt hatte. Sein Bischofsamt hatte er, wie schon erwähnt, unter Zwang, jedoch gegen eine hohe Entschädigung an seinen Nachfolger Otto III von Hachberg verkauft, was ich nicht besonders nachahmenswert fand. Er zog in das Zimmerchen der Tante ein, war ein bescheidener, freundlicher ältlicher Mann, der oft im Sessel schlief, wenn er nicht in den umliegenden Pfarreien unterwegs war. Vermutlich war er damals doch krank. Er machte einen ganz leicht senilen Eindruck. Nur wenn Gäste im Hause waren, besann er sich auf seine frühere Herrlichkeit. Er reckte dann das Kinn und stolzierte aufrecht und bedeutsam durch die Burg, damit jedermann ihn als Begnadeten, als Erhöhten, als vom Himmel selbst erwählten Stellvertreter Gottes auf Erden erkennen möge. Im Jahre 1417 war er wieder soweit hergestellt, dass er die Küssaburg verlassen und das Amt eines Dompropstes von St. Stephan in Konstanz übernehmen konnte.

Abb. 35: Altbischof Albrecht Blarer

Mein Vater übertrug mir gleich, nachdem die Tante ausgezogen war, den vakant gewordenen Posten der Wirtschafterin. Als rechte Hand stand mir die Magd Mechtildis zur Seite, die dem tumben Hansli anverlobt war, aber auch gelegentlich meinem Vater das Bett wärmte.
In der Küche arbeitete sodann auch die ältere Magd Frida, die durch ihr unsensibles Altweibergeschwätz viele Dinge für mich noch komplizierter machte, als sie ohnedies schon waren. Sie verbreitete immer wieder frei erfundene Gerüchte, ohne sich bewusst zu sein, welchen Schaden sie damit anrichtete, wie sehr sie mir damit die Arbeit erschwerte und mir die Freude am Amt der Wirtschafterin verdarb.

Das Konzil

Über die nun folgenden Jahre gibt es wenig zu berichten. Sie dürfen aber nicht glauben, dass es mir langweilig geworden sei. Als Wirtschafterin hatte ich die Aufsicht über das Gesinde der Burg, musste mich auch darum kümmern, dass genügend Brennholz eingeschlagen wurde, und beaufsichtigte die Einlagerung der Wintervorräte. Ich betreute nun nahezu alleinverantwortlich die Alten und Kranken in den umliegenden Dörfern. Für diesen Dienst stellte mir mein Vater ein älteres Pferd zur Verfügung, das er früher selbst geritten hatte. Das Pferd konnte zwar die großen Strecken mit dem schweren Mann auf dem Rücken nicht mehr bewältigen, war aber für meine Ausritte immer noch geeignet. Es war gutmütig, und ich verstand mich mit dem treuen Tier. Manchmal, wenn mir gerade danach war, ging ich aber auch zu Fuß. Meine Liebe zur Natur und zu den Heilpflanzen hatte ich mir trotz meiner vielfältigen Aufgaben über all die Jahre bewahrt.
Man schrieb inzwischen das Jahr 1414, ich war noch unverheiratet und bald 17 Jahre alt. Eines Morgens im November wusste der Burgkaplan bei der Messe von einem großen Konzil zu berichten, das in Konstanz glanzvoll eröffnet worden sei. Die heilige Kirche hatte damals drei Päpste. Einer von ihnen, es war Johannes XXIII, hatte auf Drängen von König Sigismund diese hochrangige kirchliche Versammlung einberufen, um „das Schisma in der Kirche zu beenden“, was so viel heißen mag, dass die Spaltung der Kirche wegen ungelöster Glaubensfragen beendet werden sollte. Am 5. November 1414, so wusste der Burgkaplan, war das Konzil mit großem Pomp und Gepränge eröffnet worden [8]. Teilgenommen hätten Kurfürsten, Reichsfürsten, Gesandte aller katholischen Königreiche, Vertreter des Hochadels sowie drei Patriarchen orthodoxer Kirchen, dreiunddreißig Kardinäle, 145 Bischöfe, 124 Äbte, 750 hochgelahrte Doktoren christlicher Universitäten, dazu achtzehntausend Priester und Mönche. Unsere Bauern lachten wegen des Wortes Schisma und weigerten sich, über das große Spektakel zu staunen.

Abb. 36: Zwei Dirnen

Das einfache Volk wusste bereits, dass es in der Stadt Konstanz nur so wimmelte von Bettlern, Taschendieben, Halsabschneidern und anderen Gaunern, und dass es dort während des Konzils mehr Huren gab als Ratten in den Lagunen Venedigs. Der Burgkaplan versuchte daher vergebens, unsere einfachen Bürger von der Größe und Heiligkeit des Geschehens im fernen Konstanz zu überzeugen. Das Konzil setzte dann als erstes Papst Johannes XXIII ab, zwang auch die beiden Gegenpäpste zur Abdankung. Nun wurde beschlossen, gemeinsam gegen die Ketzerei vorzugehen. Man hatte rechtzeitig den Kirchenkritiker Johannes Hus vor das Tribunal geladen.
Dieser reiste auch tatsächlich aus Böhmen an, weil ihm durch König Sigismund selbst „salvus conductus“ zugesagt worden war, was so viel heißt wie freies Geleit. Schon zwei Tage vor Eröffnung des Konzils predigte Hus öffentlich, prangerte den Lebenswandel der Geistlichkeit und den Ablasshandel an und forderte eine Erneuerung der Kirche von innen sowie eine Rückkehr zu den christlichen Tugenden der Urkirche.

Abb. 37: Johannes Hus predigt

Am 6. Dezember 1414 wurde er im Verlies des Dominikanerordens gefangen gesetzt. Die Frage, wozu die frommen Dominikaner ein Verlies hatten, blieb bis heute unbeantwortet. Nach einem Schauprozess, in dem der aufrichtige Hus ganz alleine seine Sache gegen die übermächtigen Kirchenvertreter verfocht, forderte man ihn auf, seine aufrührerischen Thesen zu widerrufen, was er nicht tat. Daher wurde er trotz des zugesicherten freien Geleits zum Tode verurteilt und zusammen mit seinen Schriften am 6. Juli 1417 verbrannt[8].

[8] Damit war klar, wer auch künftig die Macht haben würde, die Untertanen zu bevormunden und zu quälen, und es blieb alles beim alten. Der Keim für den späteren Bauernkrieg war gelegt.

Auf der Flucht

An einem Tag in der zweiten Juliwoche 1417 schickte ich den alten Knecht Gottfried hinauf in den Bergfried. Er sollte dort Taubenmist und Fledermauskot zusammenkehren. Die Arbeit war nicht beliebt, aber wir benötigten die Exkremente dringend als Dünger für den Garten. Von der Höhe des Turmes aus erblickte Gottfried am Waldrand, dort wo der Weg von Küssnach herauf im Osten die Hochebene erreicht, einen einsamen Reiter. Er griff nach einem uralten Signalhorn, das seit jeher unbenutzt im Turm hing, und blies damit einen jämmerlichen Ton, der ihn selbst erschreckte. Der Dummkopf Hansli läutete daraufhin laut die Feuerglocke. Die Turmfalken stoben aus den Löchern. Die ganze Burgbesatzung lief zusammen und war versammelt, als der Reiter verschwitzt und abgekämpft am Burgtor ankam.

Abb. 38: Junker Konrad vor der Küssaburg

Er sei der Neffe des Bischofs, ließ er atemlos verlauten, und sei auf der Flucht vor König Sigismund. Danach bat er den Vogt, meinen Vater, um Asyl. Wie sich herausstellte, hatte er den König kritisiert, der dem Ketzer Hus freies Geleit zugesichert und dann seine Zusage nicht eingehalten hatte. Der König sei, als ihm diese Kritik zugetragen wurde, so in Wut geraten, dass er den vorlauten Kritiker mit Folter und Kerkerhaft bedrohte. Der Jüngling nannte sich Junker Konrad und war seit zwei Tagen auf der Flucht. Er war über Stein am Rhein, Eglisau, Jestetten, vorbei an Kaiserstuhl über Reckingen und Dangstetten nach Küssnach gelangt. Auf dem steilen Pfad herauf zur Burg musste er zu Fuß gehen. Sein Rösschen wäre fast vor Erschöpfung gestorben. Obwohl die Mittagszeit längst vorüber war, versorgten wir ihn mit Speise und Trank. Er bat dann darum, man möge ihm doch ein Bad bereiten, und machte ein sehr langes Gesicht, als wir ihm eröffneten, dass auf der Burg das Wasser knapp sei und dass wir hier kein fließendes Wasser hätten.

Es brauchte dann einige Tage, bis er sich von den Strapazen der Flucht erholt hatte, denn er war das Reiten nicht gewohnt. Auch hegte er immer wieder die Sorge, die Häscher des Königs könnten ihn hier auf der Küssaburg aufspüren, bis ihm mein Vater dann klar machte, dass er so wichtig doch gar nicht sei. Saß man abends noch zusammen, so erzählte er immer wieder begeistert vom großen Konzil – von den feierlichen Prozessionen und Gesängen, dem Sprachengewirr und dem Gedränge der festlich gekleideten Besucher, von den großen Banketten und den vielen schönen Frauen. Eine strenge Etikette regelte, wer wen zuerst zu grüßen und wer wem den Ring zu küssen hatte. Morgens begann der Tag mit dem Läuten sämtlicher Kirchenglocken, abends leuchteten Stadt und See im Licht der untergehenden Sonne. Später machten Hunderte von Fackeln die Nacht zum Tage. Man veranstaltete Feuerwerke und festliche Empfänge. Märkte und Herbergen boten den Gästen gegen Bezahlung jeden nur gewünschten weltlichen Genuss. Junker Konrad war vom Scheitel bis zur Sohle ein Stadtmensch. Es traf ihn ziemlich hart, dass er sein geliebtes Konstanz verlassen musste. Er langweilte sich bei uns auf dem Lande und hing die erste Zeit nur herum. Mechthildis stellte ihn daher des öfteren zum Rübenputzen an, und mein Vater nahm ihn auf seine Ausritte zu den Untervogteien mit. Auch begleitete er mich immer wieder, wenn ich, den großen Henkelkorb am Arm, zu den Bedürftigen und Kranken in den Dörfern ging. Er plauderte dann ständig von seinen adeligen Beziehungen und vom angenehmen Leben in der großen Stadt Konstanz und hatte für die Schönheit der Natur keinen Sinn.

Abb. 39: Das Gewitter

Auf dem Rückweg von Küssnach herauf gerieten wir eines Tages in ein furchtbares Gewitter. Der Sturm heulte hohl mit Geisterstimmen, und der Regen prasselte nur so herab. Im alten Buchenwald an der Sommerhalde krachte und splitterte es. Steine polterten den Hang herab. Wir suchten unter einer mächtigen Buche Schutz. Ich rief in großer Verzweiflung die Jungfrau Maria und die heilige Scholastika an, die, wie man weiß, für Unwetter zuständig ist [16]. Der Himmel wurde immer finsterer. Es fielen mir in meiner Angst die alten Sagen von der Wetterhexe an der Sommerhalde ein.

Junker Konrad, der anfänglich noch den Helden spielte, wurde dann von einem abgesplitterten Aststück getroffen. Da lag er nun wie ein Kind im nassen Unterholz und blutete an der Schläfe. Als ich seinen elenden Zustand sah, bettete ich ihn in meine Armbeuge, rieb seine Schläfe mit Arnikasalbe ein, die ich immer dabei hatte. Er erwachte aus seiner Bewusstlosigkeit, erinnerte sich an nichts und plapperte viel dummes Zeug. Er war mir ganz nahe, ich spürte wie sein Herz klopfte und hatte ganz plötzlich den Wunsch, einen Mann und eine Familie zu haben. Ich fühlte mich schrecklich einsam und war kurz davor zu weinen. Dann unterdrückte ich mein heftiges Begehren, und wir setzten so gut es eben ging unseren beschwerlichen Heimweg fort. Konrad musste auf dem ganzen Weg zur Burg gestützt werden. Immer wieder setzte er sich am Wegesrand nieder. Ich drängte zur Eile, denn es war schon Mittagszeit und daheim würde man sich Sorge machen. Das Gewitter verzog sich nun mit Grollen und dumpfen Donnerschlägen so schnell wie es gekommen war Richtung Kaiserstuhl. Gegen Süden war der Himmel noch pechschwarz und bedrohlich, am fernen Horizont zuckten Blitze, wallende Nebel stiegen aus dem Tal und es wurde empfindlich kalt.
Junker Konrad musste an diesem denkwürdigen Tag das Bett hüten, erholte sich aber bald wieder. Er folgte mir nun auf Schritt und Tritt, half im Garten, zeigte mir, wie man Rosen veredelt, machte sich in der Küche nützlich und striegelte sogar die Pferde.

Abb. 40: Junker Konrad beim Rübenputzen

An klaren Tagen stiegen wir hinauf in den Bergfried und ich nannte ihm die Namen der fernen Schneeberge. Der Sommer war nun gekommen, Kornfelder wogten im Wind, an den Wegrändern blühten Mohn, Natterkopf, Wegwarte und allerhand hübsche Wiesenblumen. Die Wege waren heiß und staubig. Am Himmel zogen die Roten Milane ihre einsamen Kreise. An solchen Tagen hörte man in den fernen Wäldern ein unheimlich dumpfes Trommeln, manchmal auch heiseres Rufen. Ein durchreisender Mönch, der mit Kerzen, geweihten Rosenkränzen, Rattengift, Alraunwurzeln, Lakritze, Abführmittel, Heiligenbildchen und Pülverchen gegen

Hexenzauber handelte, wusste, dies seien die Geister erschlagener Hunnen, unterwegs von den Schlachtfeldern bei Troyes in die ungarische Tiefebene. Wer ihrem Ruf folge, sei des Todes. Der Schweinehirt bemerkte hierzu, dass sich die Luft über den Wäldern erhitze. Sobald sie auf kalte Luftströmungen treffe, entstünden heftige Luftwirbel. Diese verursachten nach seiner Ansicht die unheimlichen Laute[9].

Abb. 41: Wandernder Mönch

Verenatag

Die Bewohner von Zurzach feierten alljährlich am 1. September den Tag der heiligen Verena, so auch im Jahre des Herrn 1417. Zur selben Zeit fand dort die Zurzacher Messe statt. Die Bediensteten der Küssaburg hatten an diesem Tag frei. Die meisten bleiben aber daheim auf der heimischen Burg, denn es musste ja trotzdem das Vieh versorgt werden, und irgendjemand musste auch kochen, den Abwasch machen und die Kinder betreuen.
Nach Zurzach war es nicht sehr weit, der Heimweg aber doch recht beschwerlich. In diesem Jahr beschloss mein Vater, die Zurzacher Messe zu besuchen, nachdem er schon mehrere Jahre nicht mehr dort gewesen war. Er lud den Junker Konrad ein, mit ihm zu reiten. Sein Diener Jochen und der Großknecht Rudolf durften ebenfalls mit. Auch ich begleitete ihn hoch zu Ross. In Dangstetten und später auch in Rheinheim machten Bürgermeister und Stabhalter meinem Vater die Aufwartung. Sie schätzten ihn als Vogt, aber auch als Mensch sehr und freuten sich, einige Worte mit ihm wechseln zu können. Als Zeichen ihrer Wertschätzung reichten sie jedem von uns ein Glas Wein, das wir gerne annahmen.

[9] Der Verfasser kennt das seltsame Phänomen aus eigener Beobachtung.

Abb. 42: Vogt und Bürgermeister

Von der hölzernen Brücke, die vor Jahren durch ein Hochwasser zerstört worden war, ragten noch teilweise die Pfähle der Strompfeiler aus dem Wasser. Wir setzten mit der Wagenfähre über, die seitdem als Flussübergang in Betrieb war. Es herrschte Hochbetrieb, denn jedermann wollte zur Messe. Wegen des Gedränges in den Marktstraßen entschlossen wir uns, die gesattelten Pferde auf dem Kirchlibuck beim römischen Kastell einzustellen. Der Großknecht Rudolf erbot sich, die Tiere zu bewachen. Von ferne hörte man schon den Lärm der Messebesucher. Auswärtige Händler boten Stoffe, Tuche, Eisenwaren, Seile, derbe Schuhe und feine Lederwaren, Korbwaren, Glaswaren, Steingutgeschirr und ein großes Sortiment von Geräten für die Landwirtschaft an. An den Ständen der Krämer konnte man bunte Bänder, Knöpfe, Nähzeug, Besteck, Wolle, Unterwäsche und viele andere nützliche Dinge erstehen. Ein Kinderkarussell war da und auch ein Losverkäufer, und der Lebkuchenmann war gekommen. Auf einem freien Platz spielten drei Musikanten. Der eine blies den Dudelsack der andere strich die Fiedel. Ein kleiner, recht verwilderter Junge begleitete die beiden auf seiner Flöte. Nun sang der Mann mit dem Dudelsack mit kräftiger Stimme ein Lied in italienischer Sprache, das mich sehr bewegte, obwohl ich den Text nicht verstand.
Man konnte sich gleich daneben die Haare schneiden oder einen Zahn ziehen lassen. Auch Ferkel wurden feilgeboten, jeweils drei zusammen in einer Lattenkiste. Die Bauern steckten alle drei nebeneinander in den Rucksack, so dass die Ferkelchen wie Kinder oben herausschauten, und trugen sie auf dem Rücken nach Hause.

Abb. 43: Ein Marktbesucher mit Ferkeln

Unsere Leute von der Burg hatten mir einen großen Aufschreibzettel anvertraut, und ich musste mich sputen, wenn ich bis zum Mittag fertig sein wollte, denn auch mein Vater hatte auf einer Wunschliste Halstücher, Gürtel, Messer, Broschen, Bänder und vieles mehr notiert. Alles sollte ich besorgen. Er wollte diese Gaben tags darauf seinen Bediensteten überreichen und damit, wie es Brauch war, seinen Dank für die Arbeit im abgelaufenen Jahr zum Ausdruck bringen. Junker Konrad begleitete mich treu bei allen Einkäufen, trug die schwere Tasche, verstaute mit Hilfe des Großknechtes unsere Schätze in den mitgeführten Satteltaschen und war danach wieder mein Ritter und Kavalier, der nicht von meiner Seite wich. Gegen Mittag ließ uns der Vater ausrichten, dass der Prior des Verenastiftes einen Empfang gebe, zu dem auch wir eingeladen seien.
An diesem Festbankett nahmen die Honoratioren der Region teil, Bürgermeister, Gesandte befreundeter Klöster, Vögte der angrenzenden Grafschaften, hohe Militärs, Gutsbesitzer, Stadträte, angesehene Großhändler und viele andere mehr. Vor dem Festmahl formierten sich die Geladenen fröhlich plaudernd zu einem Festzug und zogen dann in feierlicher Prozession hinter dem sanft schwankenden Baldachin des Priors in das Verenamünster ein. Dieser Baldachin wird hierzulande auch „Himmel“ genannt. Den Zug eröffneten die schwarz gekleideten, ernst und würdevoll schreitenden Domherren. Es folgten in Weiß die Chorknaben, danach die kirchlichen Fahnenträger. Unter dem von vier rüstigen Mannen getragenen Himmel wandelte wohlgenährt und kurzatmig mit gerötetem Gesicht der Prior und bot den zahlreichen frohgestimmten Zuschauern die Monstranz zum Gruße dar. Orgelmusik ertönte aus dem offenen Kirchenportal, der Altarbereich war mit riesigen Sträußen aus dunkelroten und hellblauen Herbstastern geschmückt, und die Kerzen leuchteten.

Nun stimmte ein Männerchor mit tiefem Bass einen gregorianischen Gesang an, aus dem sich jubilierend die hellen Stimmen der Chorknaben erhoben. Die Gittertüren zur Krypta standen weit offen. Man konnte von der Kirche aus das Grab der Hl. Verena sehen. Soeben fiel ein Sonnenstrahl auf die Statue der Gottesmutter Maria. Sie hatte den Mantel halb geöffnet und lächelte milde auf mich herab. Auf ihrem Arm saß mit nacktem kugelrundem Bäuchlein das Jesuskind und hob segnend sein Ärmchen.

Abb. 44: Maria mit Jesuskind

Zwischen Händchen und Ärmchen hatte das Zurzacher Jesulein eine dicke Speckfalte. Ich betete still und verzweifelt zu Maria. Eine Woche zuvor hatte mir mein Vater eröffnet, er beabsichtige, mich ins Kloster zu geben, „auf dass ihm ein Platz im Himmel bereitet sei“. Ich wusste nun auch, wozu ich Unterricht in Latein bekommen hatte. Seitdem war ich sehr unglücklich. Ich war der Meinung, mein Vater hätte nicht das Recht, über mein Leben zu entscheiden, wenn er selbst auch glaubte, er könne mit Gott handeln wie mit einem Bauern auf dem Markt. Schon zwei Jahre zuvor hatte er in der Hoffnung, Gott zu gefallen, einen „Stellvertreter“ mit Geld ausgestattet, damit dieser für ihn die Pilgerfahrt nach Jerusalem unternehmen möge. Von dem Vagabunden, einem allseits bekannten Raufbold, und von dem Geld hörte man danach nie mehr etwas.
Die feierliche Messe nahm nun ihren Verlauf. Darauf begab man sich zum Bankett. Ich saß eingezwängt zwischen meinem Vater und dem Junker Konrad. Gegenüber nahm Freiherr von Wasserstelz mit seiner Tochter Adelgunde Platz.

Abb. 45: Adelgunde von Wasserstelz

Als diese nun hörte, wer ihr männlicher Gegenüber sei, begann sie sogleich den Junker Konrad für sich einzunehmen, versicherte ihm, dass er ein bewundernswerter Mann sei und brachte ihn in große Seelennöte. Er wusste nicht mehr, ob er sich mit ihr oder mit mir unterhalten sollte, und fühlte sich gleichzeitig durch ihre Worte sehr geschmeichelt. Sie gewährte ihm tiefe Einblicke in ihr weit ausgeschnittenes Mieder. Die schlaue Fallenstellerin versuchte wirklich alles, um das Vögelchen mit ihren Leimruten zu fangen. Der alte Freiherr half ebenfalls kräftig mit, den Junker Konrad zu umgarnen, ließ beiläufig wissen, dass Adelgunde seine einzige Tochter sei und schilderte die Herrschaft Wasserstelz mit der zugehörigen Jagd in den schönsten Farben. Mein Vater tat so, als wisse er nicht, was gespielt wurde, und half mir kein bisschen, das Gespräch wieder an uns zu ziehen, denn er wollte ja, dass ich ins Kloster ginge. Auf diese Weise war das Festbankett für mich nicht die reine Freude. Es wurde dann schon bald dunkel, und wir machten uns auf den Heimweg. Zuvor hatte der Freiherr von Wasserstelz meinem Vater noch eine gemeinsame Jagdpartie vorgeschlagen. Wir waren auf dem Heimritt alle sehr schweigsam, und ich fragte mich, ob ich am Ende verliebt oder gar eifersüchtig sei.

Abb. 46: Heimkehr von der Messe bei Nacht

Beim steilen Aufstieg zur Burg wurde mein Pferd so müde und matt, dass ich absitzen und das arme Tier am Zaum führen musste. Konrad blieb nun auch zurück. Es war eine unheimliche Nacht, Waldkäuze riefen und im Gebüsch neben dem Weg hörte man Tiere rascheln. Man hatte den Eindruck, sie würden uns begleiten. Konrad trat dann überraschend auf mich zu, nahm mein Gesicht in beide Hände und sagte mir liebe Worte. Dann steckte er mir einen Ring, den er wohl unbemerkt auf der Messe erstanden hatte, an den Finger, fuhr mir übers Haar und ließ mich auf seinem Pferd den Rest des Weges hinauf zur Burg reiten. Ich schlief in dieser Nacht sehr unruhig. Zum ersten Male in meinem Leben war ich wohl verliebt, war mir aber meiner Gefühle nicht sicher. Ich war eher verstört. Konrad begleitete mich nun oft auf meinen Wegen in die Dörfer, half auch willig bei der Hausarbeit und war sehr nett und aufmerksam zu mir, obwohl er nie von Liebe sprach. Abends wenn man noch bei Kerzenlicht beieinander saß, waren wir uns sehr nahe. Frühmorgens wenn ich aufwachte, überfielen mich regelmäßig Zweifel und Kümmernisse. Kam ich dann in die Küche, so quälte mich die Magd Frida mit ihrem dummen Geschwätz. Ich hatte niemand, dem ich mich anvertrauen konnte. Eine Aussprache mit Konrad kam nicht zustande.

Einladung zur Jagd

Der Sommer des Jahres 1417 war fast vorüber. Ende September lud mein Vater wie vereinbart den alten Freiherr von Wasserstelz zur Jagd ein, und der brachte seine heißblütige Tochter Adelgunde und deren meist in Gedanken versunkenen Bruder Udo mit. Udo war ein freundlicher, stiller Mann, der auf Wunsch der Familie die geistliche Laufbahn einschlagen sollte. Diesmal trug Adelgunde Reithosen und eine schicke grüne Jacke. Mein Vater hatte mir wie immer die Verköstigung und Unterbringung der Gäste übertragen. Während ich also Betten überzog und mich um das Abendessen kümmerte, flirtete Adelgunde ungeniert mit Konrad, behandelte mich wie eine Dienstmagd und verdrehte den anwesenden Männern den Kopf. Die dümmsten Dödel, die unsere Burg aufzubieten hatte, lagen ihr zu Füßen und rissen sich um die Ehre, ihr das Glas nachschenken zu dürfen. Derweilen faselte der Freiherr von Wasserstelz über das edle Waidwerk. Im Schilf nahe seiner Burg Wasserstelz hatte er einen „Erntebock“ gesehen. Einen einsamen jungen Wolf, der sich in sein Revier verirrt hatte, wollte er bei nächster Gelegenheit „abtun“.

Abb. 47: Junger Wolf

Wenn er vom Dachs sprach, dachte er nur an Stiefelfett. Noch nie hatte er angesichts eines Muttertiers mit Jungen irgendeine Regung verspürt. Tiere hatte Gott nur geschaffen, damit man sie jagen und töten konnte. Füchse waren nur dazu da, um aus ihrem Fell Pelzmützen zu fertigen, und Wildschweine musste man mit Hunden stellen und sie dann abstechen. Das galt als besonderes männliches Jagdvergnügen. Vor allem liebte er die Pirsch auf den edlen Rothirsch. Einen Sechzehnender, der angeblich aus seinem Revier in das Revier von Küssaberg übergewechselt war, sollte morgen zur Strecke gebracht werden. Unsere dämlichen vorlauten Knechte verrieten ihm sogleich, dass das Tier in letzter Zeit oft im nahen Matzental in einer Suhle liege, um sich vor den Stechmücken zu schützen. Daraufhin meldete sich endlich mein Vater zu Wort. Als Vogt hatte er nur das Recht, Niederwild wie Hase, Rebhuhn und Fuchs zu jagen. Auch die Jagd auf Wildschweine war ihm gestattet. Rehwild durfte er nur erlegen, wenn die Flurschäden überhand nahmen. Einen Rothirsch zu erlegen, blieb dem Bischof vorbehalten. Der alte Freiherr winkte erschrocken ab, er wollte ja angeblich den stattlichen Hirsch nur ansprechen, also beobachten. In Wirklichkeit beabsichtigte er, das Tier in sein eigenes Revier zurück zu treiben. Man ging nun bald zu Bett, denn am nächsten Morgen wollte man beizeiten zur Jagd aufbrechen.

Frühmorgens um vier fand ein großes Wecken mit Halali und Hörnerklang statt. Die wilden Jäger stärkten sich mit Rührei, Speck und frisch gebackenen knusprigen Kümmelwecken. Ehe die Jagdgesellschaft aufs Pferd stieg, nahm man noch mehrere scharfe Schnäpse zu sich und machte viele dumme Sprüche. Mitten in der Nacht war bereits der Hundeführer von Burg Wasserstelz mit seiner Meute eingetroffen.

Abb. 48: Transport der Hundemeute

Die Jagdhunde wurden, damit sie nicht schon vor der Jagd müde waren, in einem Lattenkäfig transportiert, der sich auf einem zweirädrigen Karren befand. Ein von dem steilen Anstieg ermüdetes Pferd zog die edlen Jagdgenossen. Die aufgeregten Rüden vollführten ein schauriges Geheul und Gewinsel, das von unseren eigenen Hunden, die im äußeren Zwinger der Burg Wachdienst hatten, vielstimmig erwidert wurde. Adelgunde saß breit im Jagdkostüm auf einem großen starken Pferd[10]. Neben ihr wirkte unser Konrad auf seinem schlanken Rösslein wie eine graue unscheinbare Maus.

Abb. 49: Jagdhund

[10] Würtenberger beschreibt die schöne Jägerin so:

> In üppig voller Reife prangte Adelgunde
> und ihrer Schönheit sich gar wohl bewusst;
> die feinen Lippen zeigten Perlenreihen
> in schöner Rundung wölbte sich die Brust.
> Die Sammetwangen sah man rosig blühen,
> und aus den Augen dunkle Gluten sprühen.

Abb. 50: Adelgunde zu Pferde

Nun ging die wilde Jagd los, den Burgweg hinab nach Bechtersbohl dann quer durch das Küssachtal hinauf zu den Sieben Wegen, und wieder hinab ins Matzental. Adelgunde, wie man mir berichtete, immer dicht hinter unserem größten Wichtigtuer, dem Hansli, der in scharfem Galopp vorausritt. Dahinter versuchte Junker Konrad das Tempo mitzuhalten. In großem Abstand ritt mein Vater mit dem Großknecht Rudolf und seinem persönlichen Diener Jochen. Dieser fasste ab und zu das Pferd seines Herrn am Zügel, wenn dieses allzu sehr ausgriff. Dahinter folgte die Hundemeute, gefolgt vom Freiherrn von Wasserstelz. Die Hunde konnten den Pferden so schnell kaum folgen. Erschrocken sprang jetzt der große Hirsch von seinem Lager auf, wandte sich dem Talausgang zu und rannte in gestrecktem Lauf Richtung Westen davon. Die Pferde konnten bald nicht mehr mithalten, aber die Meute hatte Blut geleckt und versuchte dem Hirsch den Weg abzuschneiden. Als der sah, dass es kein Entkommen gab, stellte er sich, forkelte den ersten Angreifer und verletzte einen zweiten schwer, dann nahm er seinen rasenden Lauf wieder auf und durchschwamm unverletzt oberhalb der Reckinger Mühle den Rhein.

Abb. 51: Flüchtender Hirsch

Man sammelte sich, mein Vater nahm sich den Hansli vor, weil der nicht verhindert hatte, dass die Hunde den Hirsch anfielen. Der Freiherr beklagte bitter den Verlust seines Hundes. Der zweite Jagdhund wurde verarztet und übers Pferd gelegt. Danach ritt man im Schritt Richtung Matzental zurück, in der Hoffnung, dort die Jagd etwas ruhiger fortsetzen zu können. An diesem Tag wurde jedoch kein Wild mehr angetroffen. Müde und frustriert kamen die stolzen Jäger gegen Nachmittag auf die Burg. Sämtliche Hunde hinkten, die Pferde ließen die Köpfe hängen. Mein Vater hatte schlechte Laune, weil die wertvollen Tiere so sehr geschunden worden waren. Udo, der mit den Jägern aufgestanden war, hatte den Tag in der Kapelle verbracht. Nun traf er froh gestimmt, mit sich selbst und der Welt im Reinen, das Brevier lesend wieder auf der Burg ein. Inzwischen war, was selten geschah, ein fahrender Sänger mit seinem Instrument auf der Burg eingetroffen und bat um Speise, Trank und ein Nachtlager. Der arme Mann bekam zunächst die schlechte Laune der Jäger zu spüren, ließ sich aber nicht beirren. Der Vogt sah nun auch, dass der Sänger helfen könnte, den bevorstehenden langen Abend zu verkürzen. Die Gäste begaben sich auf ihre Zimmer, um sich zu erfrischen, dann wurde lange und ausgiebig getafelt und gebechert. Mein Vater und der alte Freiherr gaben ihre Jagdepisoden zum besten, und die Stimmung besserte sich zusehends. Der Sänger sprach freudig dem Rotwein zu, gab verschiedene Trinklieder zu Gehör, verlor sich dann aber in eine langatmige Geschichte vom Mütterlein, das bei der Geburt starb. Das einzigen Töchterchen, Engelchen und Trost auf die alten Tage, wurde dann durch einen wüsten Bösewicht entführt. Die Geschichte war so trieftraurig und tragisch, dass ich sie nicht erzählen mag. Die Stimmung kippte und die Gäste gingen zu Bett. Tags darauf war erneut Jagd angesagt. Die wilden Waidmänner brachen noch schwer verkatert frühzeitig in Richtung Hungerberg auf. Später kam Adelgunde, die verschlafen hatte, schlecht gelaunt aus ihrer Kammer herab, ließ das Morgenessen stehen, beleidigte jedermann, der ihr über den Weg lief, und begab sich türenschlagend und schmollend zurück auf ihr Zimmer. Sie wurde, als ich nach ihr schaute, ausfällig, behauptete frech, ich würde ihr den Freund abspenstig machen, und machte Anstalten handgreiflich zu werden. Als ich nicht auf ihren Ton einging, merkte sie, dass sie zu weit gegangen war. Später entschuldigte sie sich wortreich. Doch war nun jegliche Herzlichkeit zwischen uns beiden nur noch reine Heuchelei.

Die Nachricht, dass ein Sänger auf der Burg eingetroffen sei, verbreitete sich bis zum Mittag in Windeseile. Es kamen nun aus Küssnach und Bechtersbohl zahlreiche Kinder herauf. Auch die vier größeren Kinder meiner Schwester waren dabei. Aus dem Städtchen Küssenberg gesellten sich weitere Kinder dazu. Dort befand sich nahe der Kapelle ein kleiner freier Platz.

Abb. 52: Fahrender Sänger

Der Sänger spielte nun zum Tanz auf und die Kinder bewegten sich unter der Anleitung eines älteren Mädchens nach einer festgelegten Choreographie und sangen kräftig mit. Mein Vater hatte angeordnet, dass an die Kinder Brot verteilt würde[11]. Dazu gab es Buttermilch als Getränk. Mechthildis hatte am Vortage lange knusprige Brotstangen gebacken. Sie mischte hierfür zwei Teile Roggenmehl, ein Teil Dinkelmehl, dazu wenige Eier, damit der Teig zusammenhielt. Sie gab Wasser, Kümmel, Salz und fein geschnittene Speckwürfel bei, fügte Sauerteig hinzu, ließ das ganze gehen und formte daraus die Brote. Diese wurden während des Backens mit Wasser bestrichen. Das Netzen gab eine besonders schmackhafte Rinde. Mechthildis streute zum Schluss grobes Salz auf das Gebäck. Salz war damals teuer, und viele Menschen litten zu meiner Zeit an Salzmangel. Die Kinder fielen nun über die Kümmelbrote her, und Mechthildis achtete darauf, dass jedes Kind seinen gerechten Anteil erhielt. Gegen Nachmittag wurde es empfindlich kalt, und die Kinderschar begab sich in Grüppchen nach Hause.

[11] Siehe im Internet, Suchbegriff: „Brot und Wecken, Rezepte aus dem Mittelalter“.

Die Jäger kehrten erst zurück, als schon die Dämmerung hereinbrach. Man hatte ein Reh, zwei Hasen und zwei einjährige Wildschweine erlegt. Die Gesellschaft war mit dem Jagderfolg unzufrieden, demzufolge wiederum schlecht gelaunt und dazu noch müde. Bis zum Abend zogen sich die Gäste grummelnd auf ihre Zimmer zurück. Der Hundeführer indessen machte sich auf den Weg zurück nach Burg Wasserstelz, hinter sich die große Kiste mit den Hunden, neben sich den schweigsamen Udo mit dem Brevier.

Ein Brief aus Konstanz

Zusammen mit Großmutter und den Mägden war ich in der Küche und bediente nebenbei die Gäste, während der Großvater, der alte Freiherr von Wasserstelz und der Vater vor dem offenen Kamin im großen Saal saßen und mit großem Ernst politisierten. Der Freiherr beleuchtete sorgenvoll die Konflikte, die es in jüngster Zeit gegeben hatte, und regte sich fürchterlich darüber auf, dass die Stadt Bern im Jahre 1415, also zwei Jahre zuvor, alle rechts der Aare gelegenen zum Aargau gehörigen Gebiete bis Klingnau annektiert hatte. Die Städte Aarau, Lenzburg, Brugg und die Herrschaft Zofingen gehörten jetzt zu Bern und nicht mehr zum Herrschaftsbereich der Habsburger. Dieser Überfall, meinte der Freiherr, würde eine Reihe weiterer Kriegshandlungen nach sich ziehen. Er war in großer Sorge, ob die Herrschaft Wasserstelz angesichts der unsicheren Zeitläufe nicht zwischen streitenden Kriegsparteien zerrieben würde. Mein Vater ließ hierzu vorsichtig anklingen, dass die Küssaburg momentan auch nicht in der Lage sei, sich zu verteidigen. Er selbst sei kein Kriegsmann. Falls der Bischof von Konstanz keine Verstärkung entsende, sei die Burg im Falle eines Angriffs nicht zu halten. Von Klingnau bis zur Küssaburg war es nicht weit. Warum die Berner damals die Herrschaft Küssenberg nicht auch gleich überfielen, wusste niemand zu sagen. Bern dehnte jedenfalls sein Herrschaftsgebiet nicht über das Aaretal hinaus in Richtung Osten aus, und die Küssaburg blieb unbehelligt. Man nahm nun das Abendessen ein, die Stimmung besserte sich und die dunklen Wolken, die den Freiherrn geängstigt hatten, verflogen.
Adelgunde beanspruchte den guten Junker Konrad ganz für sich, indem sie ihn ständig in Gespräche verwickelte. Weil ich für das Wohl der Gäste zu sorgen hatte, verdrängte ich meinen Kummer so gut es eben ging. Manchmal war ich draußen in der Küche kurz davor zu weinen, doch wollte ich vor der Magd Frida nicht zugeben, wie elend es mir ging. Unsere Gäste sprachen nun freudig dem Wein zu. Der Sänger griff in die Saiten und gab manch frivoles Trinklied von Wein, Rhein und Mägdelein zum besten. Jochen brillierte mit seinem schönen Bass und Hansli sang wie eine Lerche die zweite Stimme. Sie waren gerade dabei, den vorzüglichen Wein aus den Rebbergen der Küssaburg[12] zu preisen, da polterte draußen am Burgtor die Zugbrücke herab. Es klang, als ob ein Pferd mit den Hinterläufen gegen die Stalltür treten würde. Mein Vater sprang heftig auf, verärgert, weil man ihm den späten Besuch nicht gemeldet hatte. Kurz darauf schlug die Tür zum Saale krachend gegen die Wand und ein unfreundlicher, herrisch blickender Mann trat herein, gefolgt vom Wirt aus Küssnach, der eine rußende Fackel empor hielt. Der Fremde beschwerte sich zunächst in barschem Ton, dass man ihn nicht schneller eingelassen und ihm am Tor nicht die Ehre erwiesen habe, bedeutete dann dem verängstigten Wirt, er

[12] Bei Würtenberger besingen die beiden – nicht zu glauben – den Hallauer Wein, obwohl am Schlossberg unterhalb der Küssaburg ein ausgezeichneter Rotwein wuchs, der auch als Messwein bekannt war. Im Talgrund unterhalb von Bechtersbohl lag die Trotte des Klosters St. Blasien.

solle verschwinden, und verlangte, man möge seine beiden Pferde versorgen. Er warf seinen Mantel über einen freien Stuhl, scheuchte den Spielmann beiseite, schob mit großer Geste die vor sich stehenden Becher weg, und saß dann breitbeinig und provozierend am oberen Tischende. Seinen ausgefransten riesigen Hut legte er nicht ab. Sein haariger linker Ellbogen lag ausladend auf dem Tisch. Die Finger der rechten Hand trommelten fordernd auf die Tischplatte. Nun strich er sich bedeutungsvoll über seinen Knebelbart, fuhr sich weit ausholend über die ausgestreckten Unterarme und eröffnete uns er sei im Auftrage des Bischofs als Kurier unterwegs und habe alle Vollmachten. Anordnungen seinerseits sei ohne Diskussion und unverzüglich Folge zu leisten. Er holte mit theatralischer Geste zwei versiegelte Briefe aus seiner Meldetasche. Den einen übergab er dem Vogt, den anderen dem Junker Konrad.

Abb. 53: Nicasius Beyer zum Edlibach

Ich stellte schnell einen Humpen Wein vor den fremden Gast, und mein Vater beeilte sich, einen Willkommensgruß auf das Wohl des grimmigen Besuchers auszubringen. Das Nachtessen war schon vorüber, daher richteten wir so schnell es ging in der Küche eine Kachel mit heißen Speckpfannenkuchen, die wir mit Petersilie und gekochten Pflaumen servierten. Mechthildis brachte ein kleines Wasserbecken, falls er sich die Hände waschen wollte, er wollte aber nicht. Hansli band ihm eine große Serviette um. Des Bischofs ungnädiger Bote stopfte jetzt mit großem Behagen die frischen Pfannkuchen und die Pflaumen in sich hinein, rülpste laut als Zeichen, dass es ihm geschmeckt habe, und forderte Vogt und Junker auf, ihre Briefe zu öffnen. Im Brief an den Vogt stand folgendes zu lesen:

An die nachgeordnete Dienststelle auf meiner hohen Burg zu Küssenberg:

Gott zum Gruße Herr Heinrich Vogt auf Küssenberg, getreuer Untergebener,

Ihre Erhabenheit Otto von Hachberg, Bischof zu Konstanz, erwählt und eingesetzt von Gott selbst und dem Heiligen Stuhle, schreibt Euch dieses: gewährt sei Euch die Gnade, bei kommender Gelegenheit untertänigst seiner Durchlaucht güldenen Ring zu küssen. Es sei Euch außerdem zur Kenntnis, dass der hochherzige König Sigismund dem Junker Konrad dessen üble Kritik an den königlichen Ratschlüssen verziehen hat. Dem Junker sei hiermit gnädigst befohlen, in sein geliebtes Konstanz heimzukehren.

Mein Vater, der Vogt, bedeutete jetzt dem Junker, er möge ebenfalls seinen Brief öffnen und vorlesen. Darin schrieb der Bischof:

Gott zum Gruße mein vorlauter Neffe, der Du mir so große Schwierigkeiten bereitet hast.

Es ergeht an Dich der Befehl, umgehend nach Konstanz zurück zu kehren. Deine teure, huldreiche Base, um deren Hand Du angehalten hast, möchte nun unverzüglich heiraten. Das Einverständnis ihres strengen Vaters liegt vor. Alle Vorbereitungen sind getroffen. Also beeile Dich und folge ohne Aufschub meinem Befehl. Mein trefflicher Gardist Beyer, den ich nach Küssenberg befohlen habe, führt ein zweites kräftiges Reitpferd mit sich.

Das war es dann. Man kann sich vorstellen, was Adelgunde und auch ich hierbei fühlten. Der stille Konrad hatte sich aufgeführt wie ein Zaunkönig und mit drei Damen zugleich geflirtet, sich dann nicht zwischen dem Reichtum seiner Konstanzerin, meiner gerade erblühten zarten Liebe und den üppigen Reizen der erfahrenen Adelgunde entscheiden können. Das Junkerchen hatte am Ende das bequeme Leben an der Seite seiner reichen[13] Braut in Konstanz gewählt, gehätschelt durch deren fürsorgliche Eltern.
Wir enttäuschten Frauen zogen uns nun still und leise auf unsere Zimmer zurück, gedemütigt durch die Magd Frida, die uns im Weggehen noch mit ihren frechen Kommentaren bedachte.

[13] Siehe „Elsbeth“, Seite 274, Vers 4.

Abb. 54: Frida

Aus dem großen Saal hörte man bald darauf wieder den Spielmann, der nun raue Sauflieder zum besten gab. Bald fielen die Männer laut mit wüstem Gegröle ein.

Abb. 55: Singende Diener

In der Frühe des folgenden Morgens machten sich der Gardist und Konrad ohne Abschiedsgruß Richtung Konstanz davon. Am Vorabend hatte der Gardist sich betrunken und sich im Rittersaal übergeben. Er war derart berauscht, dass er nicht ins Bett fand und sein Schlafgemach aufs übelste besudelte.
Man sagte mir, der schlimme Gauch, der im Herbst 1417 die Küssaburg heimsuchte, habe mit vollem Namen Nicasius Beyer zum Edlibach geheißen und sei langgedienter Obrist der Garde und zugleich Kurier im Dienste des Konstanzer Bischofs Otto von Hachberg gewesen.

Abschied von der Küssaburg

Ich weiß nicht, welche Laus meinem Vater, Vogt der Küssaburg, danach über die Leber gelaufen ist. Jedenfalls war er nach dem Besuch des Obristen Nicasius Beyer und nach dem plötzlichen Abschied des Junkers Konrad ungenießbar. Man konnte ihm nichts mehr recht machen. Ich selbst war froh, dass es um diese Jahreszeit auf der Burg sehr viel zu tun gab, und versuchte, über der Arbeit meinen Kummer zu vergessen. Es heißt, ich sei stets ein liebes, sanftes Mädchen gewesen, zu jedermann freundlich und ich sei den ganzen Tag mit glockenheller Stimme singend durch die Burg geschwebt. Der Alltag sah aber ganz anders aus. Wir hatten immer zu wenig Wasser für die große Wäsche, speziell das schwere Leinenzeug der Betten war kaum sauber zu kriegen. Vom schweren Heben der mit Spreu gefüllten Matratzen und von der Kälte in den zugigen Räumen hatte ich oft Rückenschmerzen.

Abb. 56: Alltag auf der Burg

Tagelang waren wir mit dem Schlachten der Schweine und dem Verarbeiten des Fleisches beschäftigt. Weil die Schwester meines Vaters Gotte genannt wurde, nannte mich das Personal insgeheim mit einem spöttischen Unterton „das Gottele“, Warum nicht gleich das Trottele? Ich war während dieser schlimmen Zeit schlecht gelaunt und kratzbürstig und konnte weder Kritik ertragen, noch das seichte, unterwürfige Getue der Dienerschaft. Wenige Tage nach dem Gelage auf der Küssaburg traf mein Vater auf dem Markt in Grießen seinen Kollegen von der Burg Krenkingen im Steinatal. Die stolze Burg gehörte damals bereits, wie die Küssaburg, dem Bischof von Konstanz. Die früheren Herren von Krenkingen waren in die beiden Eulenlöcher im oberen Steinatal, die sich Roggenbacher Schlösser nannten, umgezogen. Ein weiterer Zweig der Krenkinger saß auf der Weißenburg bei Weisweil im Klettgau und auf der Burg Neukrenkingen oberhalb von Riedern am Sand. Der Vogt von Altkrenkingen wusste zu berichten, dass der Bischof versuche, Altkrenkingen und die Küssaburg zu verpfänden, um zu Geld zu kommen. Das Gerücht hätte bei einem Holzverkauf in Neunkirch die Runde gemacht. Mein Vater wurde daraufhin noch viel grimmiger und brüllte fast täglich in der Burg herum.

Septemberzeit – Reisezeit

Einige Tage später besuchte uns hoch zu Ross, gestiefelt und gespornt, die Priorin des Klosters St. Agnes. Das Kloster befindet sich, wie man weiß, in Schaffhausen. Sie wurde durch ihren Vogt Hans Murer, einem blonden Hünen, begleitet. Der trug ein riesiges Schwert an der Seite, das mich sehr beeindruckte. Die Priorin war eine alte Bekannte meines Vaters und kam gleich zur Sache. Das Kloster brauche dringend eine erfahrene Wirtschafterin, die in der Lage sei, den Klosterbetrieb mit sechzig Frauen, großer Krankenstation und Gästehaus zu führen. Falls man sich einig werde, möge ich sogleich meine Habseligkeiten packen und mich mit ihr nach Schaffhausen begeben.

Abb. 57: Alte Priorin Klara und Vogt Hans Murer

Man wurde sich einig, weil ich selbst die Küssaburg verlassen wollte. Die Gäste blieben über Nacht. Die Priorin schaute nun wie eine Spitzmaus in alle Ecken, ob ich alles zu ihrer Zufriedenheit gemacht hätte. Am Abend nahm sie mich mit auf ihr Zimmer, legte meine Hände in die ihren und forderte mich auf, zu erzählen, was mich bedrückte. Nachdem ich ihr mein Herz ausgeschüttet hatte, weinte ich mich in ihren Armen aus. Danach ging es mir besser. *„Ora sono qui"*, sprach sie, *„preghiamo in sieme. Dio ti aiuta".* Das war Italienisch und hieß „Jetzt bin ich da. Lass uns gemeinsam beten. Gott wird Dir helfen." Sie hatte einige Zeit in Rom gelebt. Wir beteten also zusammen. Von diesem Tag an war sie wie eine Mutter für mich.
„Das Leben ist so kurz und der Mensch ist so hinfällig", sagte sie zu meinem Vater, der mit ihr über die drohende Verpfändung der Burg gesprochen hatte, „nehmt nicht alles so tragisch. Gott bestimmt, was geschehen soll; selbst die stolze Küssaburg wird nicht ewig sein. Es steht geschrieben beim Propheten Jeremia im Kapitel 10 „denn sie sind verwüstet und hören die Stimme der Herden nicht mehr. Jerusalem mache ich zum Trümmerhaufen, zur Behausung der Schakale. Die Mächtigen und die selbstgefälligen Großen werde ich, wenn ihre Zeit gekommen ist, in den Staub treten. Ihre starken Burgen werde ich zugrunde richten."
Am Nachmittag hatte ich schon meine Sachen auf einen der kleinen Leiterwagen gepackt, vor allem die wenigen Möbel, die ich besaß: eine feste Truhe, einen Stuhl und einen kleinen Schreibtisch, einen Bettrahmen mit Lattenrost und das Bettzeug dazu. Meine Matratze hatte eine Füllung aus Wolle. Ich nahm auch Unterwäsche, Kleider und Hemden, ein zweites Paar Schuhe und einen warmen Mantel mit, Wollsocken und meinen Weidenkorb, dazu Kopftücher, Handschuhe, Papier, Schreibzeug und ein lateinisches Psalterbuch, das auf der Vorderseite die Gottesmutter Maria beim Lesen der Bibel zeigte. Damals hatte man noch nicht so viele Kleider und sehr wenig Unterwäsche. Ärmere Leute schliefen nachts in den Sachen, die sie auch tagsüber trugen. Mit dabei hatte ich auch einen kleinen Webstuhl und mein Näh- und Strickzeug. Die Kleinigkeiten steckte ich alle in die Truhe. Mein Vater schenkte mir noch eine große Filzdecke. Auch hatte ich etwas Steingutgeschirr und Glaswaren im Gepäck, die damals nur die besseren Leute besaßen. Unsere Bauern hatten Teller aus Holz und Becher aus Leder. Die kostbare Fracht sah nun doch fast wie ein Hochzeitswagen aus, aber wenn eine Frau bei den Schwestern von St. Agnes einzog, musste sie alles, was sie später brauchen würde, mitbringen. Das Kloster stellte nichts zur Verfügung.

Abb. 58: Steingutgeschirr

Abb. 59: Elsbeths Umzugswagen

Mein Vater überließ mir auch zwei gesattelte Pferde. Das eine war mein eigenes, schon altes Rösschen, das andere hatte der Junker Konrad zurückgelassen. Der Holzknecht Fintan, der anstelle der rechten Hand einen Eisenhaken hatte, und ein Mann aus dem Städtchen Küssenberg, der Klauser genannt wurde, waren meine beiden Begleiter. Den Karren zog der Stier Herbert. Fintan hatte das Tier als Stierkalb von seinem Vetter Oberle in Oberweschnegg gekauft und es liebevoll aufgezogen. Der kleine Stier aus einer Schwarzwälder Zucht hatte bald verstanden, dass sein Herr eine Behinderung hatte. Die beiden waren ein unzertrennliches Paar. Der Stier wurde morgens ordentlich gefüttert und arbeitete dann fleißig den ganzen Tag im Wald. Am Abend nahm ihm Fintan das Geschirr ab, und der Bulle hopste wie ein Geißbock mit allen Vieren auskeilend über die Wiesen davon.

Abb. 60: Herbert der Stier freut sich des Lebens

Klatschte Fintan in die Hände, kam der Stier zurück, ließ sich willig das Geschirr überstreifen und trottete mit seinem müden Herrn nach Hause. Der Abschied von all den Menschen, mit denen ich seit meiner frühesten Jugend auf der Burg zusammen gelebt hatte, bewegte mich sehr. Aus Küssnach waren Leute mit ihren Kindern gekommen. Auch Familien aus Bechtersbohl hatten den beschwerlichen Aufstieg zur Burg nicht gescheut. Als ich dann hoch zu Pferde saß, winkte ich noch kurz zum Abschied, dann nahmen wir beiden Frauen und der Vogt, der, wie ich schon sagte, Hans Murer hieß, den Saumpfad, der nach Osten, am Haslehof vorbei direkt nach Grießen führt. Fintan und der Mann, der Klauser genannt wurde, waren schon mitten in der Nacht zu Fuß aufgebrochen und hatten mit dem Stier Herbert, der den Wagen zog, den Fahrweg hinunter zum Pass von Bechtersbohl eingeschlagen. Wir holten sie kurz vor Neunkirch ein, begleiteten sie eine Zeit lang und ritten dann als Vorhut voraus nach Schaffhausen. Die Klosterfrauen, die gerade vom Mittagsgebet kamen, standen schweigend da und schauten mich neugierig an, bis sie die Priorin ermunterte, auf die neue Schwester zuzugehen und diese herzlich zu begrüßen.

Kloster St. Agnes

Das Frauenkloster der Heiligen Agnes, auch volkstümlich „Sankt Agnesen“ genannt, wurde 1080 durch den Gaugrafen Burkard von Nellenburg als Alterssitz für seine Mutter Ita gestiftet[14]. Im Kloster lebten adelige Frauen und Schaffhauser Töchter, die zu Hause als unverheiratete Frauen in der damaligen Zeit wenig oder nichts zu sagen hatten, hier aber eine liebevolle Gemeinschaft von Schwestern vorfanden. Sie setzten sich als Ziel, sich gegenseitig zu helfen, gemeinsam zu beten und sich weiterzubilden. Sie wollten aber auch durch ihre aufopferungsvolle tägliche Arbeit die Not der Armen und Kranken lindern, kümmerten sich um Findelkinder, hilfsbedürftige schwangere Frauen, Alte und Gebrechliche.

[14] Siehe hierzu im Internet, Suchbegriff: „Kloster St. Agnes, Schaffhausen“ Wikipedia.

Die Gemeinschaft der Frauen war dem Rat von Schaffhausen so verdächtig, dass das Frauenkloster bereits im Jahre 1092 dem Abt des Männerklosters Allerheiligen unterstellt wurde. Im Kloster St. Agnes lebten zu meiner Zeit etwa sechzig Frauen. Viele von ihnen hatten das Gelübde als Nonnen abgelegt, die jüngeren waren hier, um sich im Lesen, Schreiben, in der Haushaltsführung und Krankenpflege ausbilden zu lassen. Einige waren verwitwet, und hofften, vielleicht doch wieder einen Mann zu finden. Die Schwestern, die noch nicht den Schleier genommen hatten, nannte man Beginen.

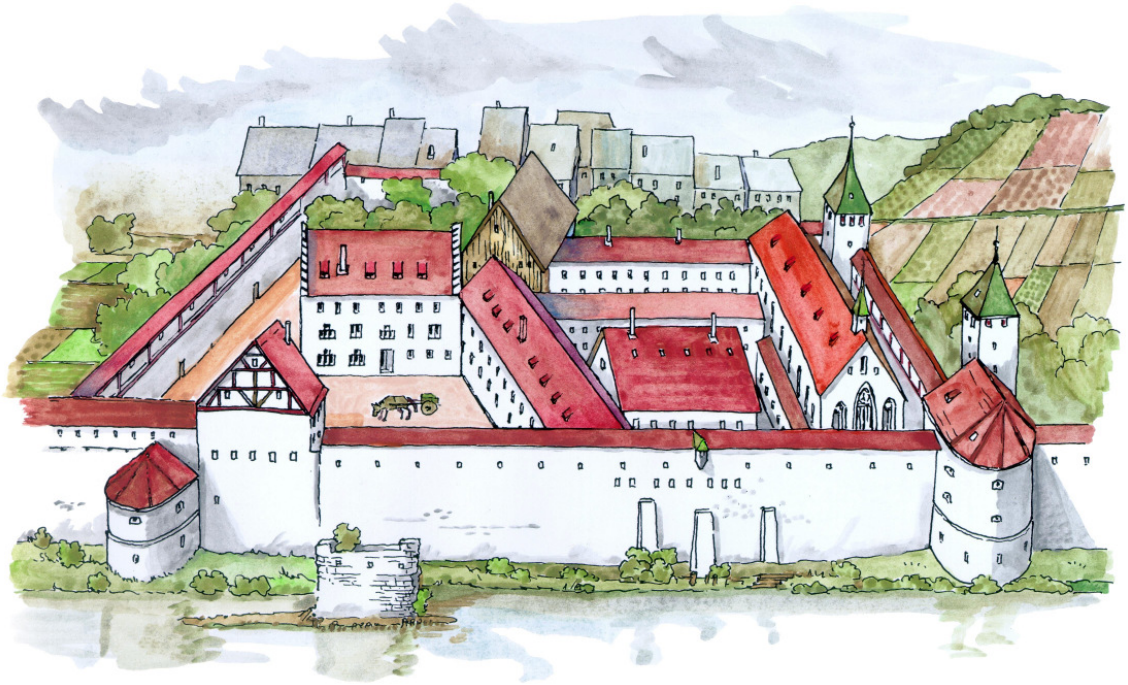

Abb. 61: Das Kloster St. Agnes[15]

Die Klosterfrauen wählten mich nun zur „Kusterin“, also zur Haushälterin und damit zur rechten Hand der Priorin. In den folgenden Tagen lud mich die Priorin immer wieder zu sich ein, um mit mir über Haushalt und Vorratshaltung zu sprechen. Der eigentliche Grund ihrer Einladung war aber, dass sie, die ältere Frau, mit mir, der neuen Tochter, meine Zukunft erörtern wollte. Sie empfahl mir, vorerst noch zu warten und nicht überstürzt das Versprechen als Nonne abzulegen, sondern, wenn sich die Gelegenheit bieten würde, zu heiraten. Gott hätte es so bestimmt, dass die Frau einen Mann haben solle, und Gott würde mir nach seinem Willen zur richtigen Zeit den richtigen Mann senden. Ihre Worte erfüllten mich mit großer Zuversicht. Ich ging nun täglich meinen Pflichten als Haushälterin nach. Bald war mir der Klosterbetrieb vertraut. Die Mitschwestern hatten mich als eine der ihren angenommen. Es wurde Winter und danach kam ein neuer Frühling mit blühenden Gärten, Vogelgesang und bunten Blumenwiesen. Man schrieb das Jahr 1418.

[15] Als Vorlage diente eine undatierte Skizze des Schaffhauser Historikers Hans Wilhelm Harder (1810-1872). Sie zeigt das Kloster von Osten. Ende des 14. Jahrhunderts sah St. Agnes im wesentlichen schon so aus wie auf Harders Zeichnung. Diese einzige mir verfügbare Darstellung zeigt nur das Kloster, nicht aber die Umgebung. Die obenstehende Abbildung ist daher, was Häuser, Bäume, Gärten und Landschaft betrifft, nicht authentisch.

Der Baumeister

Ein Beschluss, das viel zu kleine Spital zu erweitern, bestand schon längere Zeit. Im Frühjahr 1418 war es dann so weit. Die Priorin beauftragte einen jüngeren Meister damit, Pläne zu fertigen, Handwerker und Hilfskräfte anzuwerben sowie die Arbeiten zu überwachen und abzurechnen. Wir zeigten ihm die bestehende Anlage. Er erkundigte sich sorgfältig nach unseren Wünschen bezüglich Stockwerkszahl, Raumbedarf, Raumhöhe, Grundriss, Größe der Fenster, Heizung, Lage der Treppenhäuser, Dachform des Gebäudes und nach vielem anderem mehr. Wir stellten ihm einen kleinen Raum in der Nähe der Baustelle zur Verfügung, in dem er seine Pläne fertigen und aufbewahren wollte. Er war von da an täglich vor Ort anwesend. Zu meinen Pflichten gehörte es, auch für die Bauleute das Mittagessen zu kochen und sie mit Getränken zu versorgen. Wenn es meine Zeit erlaubte, schaute ich gerne im Kontor des Baumeisters vorbei und ließ mir die neuesten Pläne erläutern. Er freute sich jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, war aufmerksam und höflich und war mir bald vertraut. Er nannte sich Götz von Hünenburg, war fünf Jahre älter als ich und damals 26 Jahre alt. Seine weitverzweigte Familie hatte ihre Stammburg in dem Dorfe Hünenburg, das zwei Kilometer westlich von Cham zwischen Zuger See und dem Fluss Reuss lag. Schon früh hatten seine eigenen Leute, die ursprünglich noch zum Ritterstand gehörten, verspürt, dass das Rittertum im Niedergang begriffen sei. Sie verlegten ihre Wohnsitze in die Städte und waren von nun an als Verwaltungsleute, Juristen oder Bausachverständige tätig. Der Familiensitz in Hünenburg wurde 1388 anlässlich eines Rachefeldzuges der Habsburger verwüstet, die zugehörigen Ländereien dann an ortsansässige Bauern verkauft. Götz war Witwer. Seine junge Frau, sie hieß wie ich Elsbeth und war eine geborene Löw, starb zusammen mit dem Kind bei der Geburt. Er war noch in Trauer. Ich erfuhr nun auch, dass er trotz seiner jungen Jahre schon dem Stadtrat von Schaffhausen angehörte und zur Zeit erster Bürgermeister war, man sagt auch Stabhalter. Er war also der zweithöchste Mann in der Stadthierarchie und als solcher erster Stellvertreter des Stadtoberhauptes Götz von Randenburg. Er stellte bald erfreut fest, dass ich lesen und schreiben konnte, dass ich das Latein beherrschte und die handgeschriebenen Urkunden entziffern konnte, die er bei Gericht als Kommissär des Österreichischen Landvogtes vortragen musste. Ich sah ihn manchmal tagelang nicht. Wenn ich dann zu ihm kam, merkte ich, wie er vor Freude strahlte. Warum soll ich lange um den heißen Brei herum reden: Eines Tages fragte er mich, ob ich seine Frau werden wolle. Mein Herz hüpfte in riesigen Sprüngen. Natürlich wollte ich! Ich versuchte klar zu denken. War es besser, eine mutige Entscheidung zu treffen und damit vielleicht gegen alle Konventionen zu verstoßen, oder keine Entscheidung zu treffen und danach langsam zu sterben? Gott wusste, wie unruhig ich war. Ich war verliebt.

Abb. 62: Lilie

Abb. 63: Götz von Hünenburg

Wie konnte das so plötzlich passieren? Ohne Warnung, ohne Vorbereitung? Sollte es nicht in einem wachsen, sich Zeit lassen, so dass man in dem Moment, wenn es so weit war, wenn man dachte „ich liebe“, genau die Folgen wüsste!
Er sagte er wolle sein Leben mit mir verbringen, weil ich seine Gedanken verstehe und seine Sorgen mit ihm teile. Er wolle mich lieben und wieder geliebt werden und er wolle, dass wir uns stets als zwei gleichwertige Menschen begegnen.
Was würde die Priorin sagen? Wieder nahm sie meine Hände in die ihren und sagte: „Im Stillen hoffte ich immer, Du würdest meine Nachfolgerin werden, ich bin oft so müde. Einen besseren Mann findest Du nicht. Also entscheide Dich!“
Der Abt des Allerheiligenklosters spielte sich sogleich als Moralapostel auf, und man unterstellte mir und den Klosterfrauen von St. Agnes, sie würden sich heimlich mit fremden Männern verabreden. Tatsächlich hatte ich ja noch nicht das Gelübde abgelegt und galt als Externe. So konnte das Frauenkloster die unberechtigten Anschuldigungen abwehren. Das größte Problem war wohl mein Vater, der wegen mir nun vielleicht nicht in den Himmel kommen würde.

Die kluge Priorin schlug mir vor, ich möge meinen künftigen Mann daheim auf der Küssaburg vorstellen und meine Heiratsabsichten bekannt machen. Mein Vater war, wie ich vermutet hatte, zunächst nicht sehr begeistert, verstand sich dann aber gut mit Götz. Hans Murer, der Vogt von St. Agnes, war auch mitgekommen. Die drei Männer hatten dann am Ende viel zu besprechen. Ich besuchte solange meine Schwester in Küssnach. Wir freuten uns an ihrer lebhaften Kinderschar und plauderten einen Nachmittag lang, denn wir hatten uns lange nicht mehr gesehen.
Aus Pietät gegenüber seiner verstorbenen Frau wünschte Götz, mein künftiger Mann, nur eine kleine bescheidene Hochzeitsfeier[16]. Das war mir so recht. Er war sehr liebevoll zu mir. Als ich nach unserer ersten Nacht aufwachte, schlief er noch tief. „Das ist nun dein Mann", dachte ich, „und er wird nun immer neben dir sein!"
Der Vater meines Mannes war Hartmann von Hünenberg. Er war gestorben, als sein Sohn Götz sechzehn Jahre alt war. Er war als junger Mann gezwungen worden, auf der Seite der Habsburger an der Schlacht von Sempach teilzunehmen, denn Schaffhausen gehörte damals noch den Habsburgern. Zweihundert Schaffhauser Bürger, „die Blüte des städtischen Adels", waren gefallen. Darunter war auch des Vaters Bruder, Rudolf von Hünenberg. Zahlreiche Familien hatten ihren Stammhalter verloren. Verletzt an Leib und Seele kam der Vater von Götz zurück. Von den schrecklichen Erlebnissen erholte er sich nie mehr ganz. Nach dem Tode seiner ersten Frau zog mein Mann zurück zu seiner Mutter in das Haus der Familie in der Münstergasse. Die Münstergasse liegt auf der Nordseite des Münsters in nächster Nähe zum Kloster Allerheiligen. Das Kloster St. Agnes, in dem die Gemeinschaft der Klosterfrauen lebte, befand sich weiter nördlich in einem Areal, das im Norden von der Repfergasse, im Süden von der Pfarrhofgasse und im Osten von der Bachstraße begrenzt wurde. Nach unserer Hochzeit überließ uns die Mutter das Haus in der Münstergasse und wurde Begine in St. Agnes. Als „Einstand" für die Mutter überschrieben mein Mann und ich dem Kloster ein großes Grundstück mit schönem Bestand an Obstbäumen.
Die Priorin bat mich damals inständig, ich möge doch noch einige Zeit als Kustorin, als ihre rechte Hand und Wirtschafterin, dem Kloster zur Verfügung stehen. Mein Mann war damit einverstanden. Aus der „einigen Zeit" wurden dann viele Jahre. Mein großer Kummer war, dass ich keine Kinder bekam. Mein Mann versuchte mich zu trösten mit dem Hinweis, dass Gott Größeres mit mir vorhabe. Tatsächlich wählten mich die Klosterfrauen, als die Priorin alt und amtsmüde geworden war, zu ihrer Nachfolgerin.
Mein Mann war seit 1411 immer wieder von den beiden Stadtparlamenten mit der Aufgabe des Spitalpflegers beauftragt worden. Wir beiden, das Ehepaar Götz von Hünenberg und ich, Elsbeth von Küssenberg, waren nun so etwas wie die Schutzherrschaft des Klosters St. Agnes geworden, zumal mein Mann als Erster Bürgermeisterstellvertreter über großen Einfluss in den Stadtparlamenten verfügte. Sie mögen sich nun verwundern, dass ich als verheiratete Frau Priorin eines Klosters sein konnte. Dies war aber zu meiner Zeit nichts Außergewöhnliches. Denken Sie beispielsweise an Agnes, die früh verwitwete Tochter des Königs Albrecht I, die das

[16] Die Onlinedatenbank des Stadtarchivs von Schaffhausen gibt zwei Hinweise auf Elsbeth von Küssaberg. Der eine betrifft einen Grundstücksverkauf durch die Eheleute Elsbeth von Küssaberg und Götz von Hünenberg. Der andere nennt Elsbeth als Priorin von St. Agnes. Es war nun mein Problem, eine plausible Erklärung hierzu zu finden und unter Beachtung von Würtenbergers Epos meine Version in den engen Rahmen einzufügen. Es ist mir dies nicht ganz gelungen. Das Datum des Konzils von Konstanz war unumstößlich vorgegeben. Dieser Zeitangabe mussten sich alle weiteren Fakten unterordnen (Urkunden Nr. 1158 und 2/5057, Staatsarchiv Schaffhausen). Die erste Frau des Götz von Hünenberg, Elsbeth Löw, ist urkundlich belegt, die Ursache ihres frühen Todes nicht bekannt.

Kloster Königsfelden bei Brugg leitete, ohne selbst den Schleier zu nehmen. Claranna von der Hohenklingen, Ehefrau des Rudolf von Hachberg, war etwa zur selben Zeit wie ich Äbtissin im Damenstift des heiligen Fridolin zu Säckingen. Es ist mir auch bekannt, dass die Abtei Saint-Philibert in Tournus ein palastartiges Gebäude als „Wohnung des weltlichen Abtes“ unterhielt [2]. Es gab daher keinen Grund, mich zu kritisieren, denn ich war in geheimer Abstimmung gewählt und vom Bischof zu Konstanz bestätigt worden.

Die Küssaburg wird verpfändet

Ende Mai 1420 fiel mein Großvater, der damals schon 83 Jahre alt war, vom Kirschbaum und starb. Dies ist im Süden des Reiches eine häufige Todesart, erstens weil es hier so viele Kirschbäume gibt und zweitens weil hier die alten Männer so eigensinnig sind. Sie müssen immer noch selbst auf die Leiter klettern und nach den süßesten Früchten greifen, die bekanntlich ganz oben im Baum hängen.

Abb. 64: Großvater fällt vom Kirschbaum

Als man den Großvater fand, war er schon bewusstlos. Die ganze Nacht kämpfte er mit viel Geschrei und weitausholenden Armbewegungen an der Seite seines Helden Roland gegen eine baskische Übermacht. Sein Kampfgebrüll war bis in den Burghof zu hören. Man befand sich auf dem Rückmarsch von Saragossa. Die Basken hatten im engen Tal von Roncevaux die Nachhut des fränkischen Heeres überfallen. Roland blies sein mächtiges Horn Olifant, um Verstärkung herbei zu rufen, aber zu spät. Sie kämpften heldenhaft, wurden aber bis zum letzten Mann nieder gemacht. Am nächsten Morgen waren alle tot, auch mein heldenhafter Großvater.

Meine Großmutter zog danach zu ihrer Enkelin nach Küssnach. Sie war noch rüstig. Meine Schwester war froh, eine Hilfe für den großen Haushalt zu bekommen. Wir waren zur Beerdigung des Großvaters auf die Küssaburg gekommen. Dort hatte sich zwischenzeitlich manches verändert. Der alte Knecht Gottfried lebte nicht mehr. Hansli hatte seine Mechthildis geheiratet und seine Dummheit bereits an die nächste Generation weitergegeben. Der Schweinehirt und der Holzknecht Fintan waren sehr gealtert. Viele jüngere Leute kannte ich schon nicht mehr. Ich spürte, dass ich nun auch innerlich von der Burg Abschied genommen hatte.
Im Jahre 1421 wurde die Küssaburg an Bilgeri von Heudorf den Älteren verpfändet. Das Gerücht war nun Realität geworden. Mein Vater war für Bilgeri noch mehrere Jahre lang Vogt, denn er musste ja irgendwie seinen Lebensunterhalt bestreiten. Der Weiler Heudorf, in dem Bilgeri ursprünglich seinen Stammsitz hatte, lag in der Landschaft Hegau, auf halbem Wege zwischen Stockach und Engen. Ich verstand nicht, warum der Bischof von Konstanz unsere schöne Küssaburg ausgerechnet an diesen streitsüchtigen Zeitgenossen verpfändete. Der Namen Bilgeri leite sich, so wurde gesagt, von Peregrin ab, was auf Latein so viel hieß wie Wanderer, Reisender oder Pilger. In der Verballhornung „Bilgeri“ steckte aber auch noch eine zweite Bedeutung: Auf Alemannisch war ein Beil ein „Bil“ und mit „Ger“ war ein Speer gemeint. Der Bil-Ger war möglicherweise eine Art Hellebarde, wie sie damals von denen Reitern verwendet wurde. Im Unterschied zum Langspieß, der eine Stoßwaffe war, handelte es sich beim Bilger um eine Schlagwaffe mit längerem Schaft, mit der man einen schwungvollen Schlag von oben, also vom Pferd herab, auf den Gegner, der zu Fuß war, führen konnte.

Abb. 65: Reiterattacke mit dem Bilger

Im Jahre 1429 trat der alte Bilgeri die Herrschaft Küssenberg mitsamt der Burg an seinen hübschen pockennarbigen Sohn ab, der ebenfalls Bilgeri hieß. Dieser Bastard regierte nun auf der Küssaburg und machte meiner Heimat keine Ehre[17]. Er war der

[17] Die Priorin hat als Bürgerin Schaffhausens einen großen Hass auf Bilgeri. Er überfiel Kaufmannszüge und bedrohte ständig die Stadt. Die Menschen auf den Feldern fühlten sich nicht mehr sicher. Heudorf ist heute ein Ortsteil von Eigeltingen. Die Burg der Grafen von Heudorf wurde 1622 zerstört.

gleiche händelsüchtige Unmensch wie sein Alter und lag mit jedermann im Streit. Er führte eine Reihe von Raufhändeln mit meiner geliebten Stadt Schaffhausen. Doch das will ich hier nicht vertiefen. Ich selbst konnte an dem schlimmen Zeitgenossen nichts Bewundernswertes finden. Mein Vater auch nicht. Er nahm seinen Abschied und zog nun ebenfalls zu meiner Schwester nach Küssnach.

Abb. 66: Schwan

Bischofswechsel in Konstanz

Am 6. September 1434 legte Bischof Otto III von Hachberg aus gesundheitlichen Gründen sein Amt nieder. Man munkelte auch, er sei ganz einfach abgesetzt worden. Sein ganzes Leben lang hatten mächtige Verbündete ihr Händchen über ihn gehalten und dafür gesorgt, dass er immer als Erster ins Füllhorn greifen durfte. Man versteht nicht, dass er schon als Fünfzehnjähriger Domherr von Basel war und dass er ein Jahr später noch den Titel eines Domherrn zu Köln dazubekam. Leute wie er verlieren im Laufe ihres Lebens jeglichen Sinn für die Realität und halten sich am Ende für gottgleich. Ich sagte schon, dass er sich das Bistum Konstanz erkaufte. König Rudolf III persönlich machte auf den Vorgänger, Bischof Albrecht Blarer, so lange Druck, bis der das Bistum abtrat. Im Dezember 1410 wurde Otto III, noch nicht einmal 23 Jahre alt, Bischof von Konstanz. Er war alles andere als beliebt. So kam es, dass er ständig mit dem Domkapitel und mit seiner eigenen Verwaltung im Streit lag. Diese Plänkeleien zermürbten ihn so sehr, dass er sein Amt zeitweise einem Stellvertreter übertrug und schließlich abdankte. Auch nach seiner Abdankung sorgten mächtige Gönner dafür, dass ihr Günstling nicht darben musste. Man machte ihn zum Titularbischof von Cäsarea, auf dass seine finanzielle Zukunft gesichert sei. Cäsarea, das an der Mittelmeerküste Palästinas auf halbem Wege zwischen Akkon und Jaffa lag, gehörte einst zu dem von den Kreuzfahrern errichteten Königreich Jerusalem. Die Stadt ging bereits 1265 mitsamt ihrem Bischofsitz an die Mameluken verloren. Otto bekam also ein Bischofsgehalt für das reine Nichtstun. Er widmete sich nun mit ganzer Kraft dem Aufbau seiner privaten Bibliothek und verfasste eine von der Kurie vielbeachtete Schrift über die Jungfräulichkeit Mariens.
Der Nachfolger auf dem Bischofstuhl war Friedrich III von Zollern aus dem Hause Hohenzollern-Hechingen. Er verstarb bereits nach zwei Jahren völlig unerwartet auf Schloss Gottlieben, das ganz in der Nähe von Konstanz bei Tägerwilen auf dem linken Rheinufer liegt, dort, wo der Rhein den Obersee verlässt. Der Nachfolger, der im Jahre 1436 Bischof und später Fürstbischof von Konstanz wurde, war dann jener stattliche, wehrhafte Heinrich IV, an den man denkt, wenn man vom Bischof von Konstanz spricht. Die Familie Heinrichs hatte ihren Stammsitz auf Schloss Hohenhewen bei Engen.

Abb. 67: Der Bischof von Konstanz

Auch dieser Bischof war reichlich mit Ämtern und Pfründen ausgestattet. Unter anderem war er Domherr zu Straßburg, Probst im Stift von Beromünster, zeitweise Domherr zu Konstanz und später Administrator, das heißt oberster Verwalter in Chur. Kaiser Friedrich III ernannte ihn 1442 zum Fürstbischof. Mir gefiel an ihm, wie er sich auf sein hohes Amt gewissenhaft vorbereitet hatte. Er studierte in Wien, Rom, Padua und Bologna. Später als Bischof bemühte er sich sehr um geistliche Reformen, was ich ebenfalls für sehr nötig erachtete, auch wenn meine Meinung hierzu nicht gefragt war.

Abb. 68: Abendmahlskelch

Verwitwet

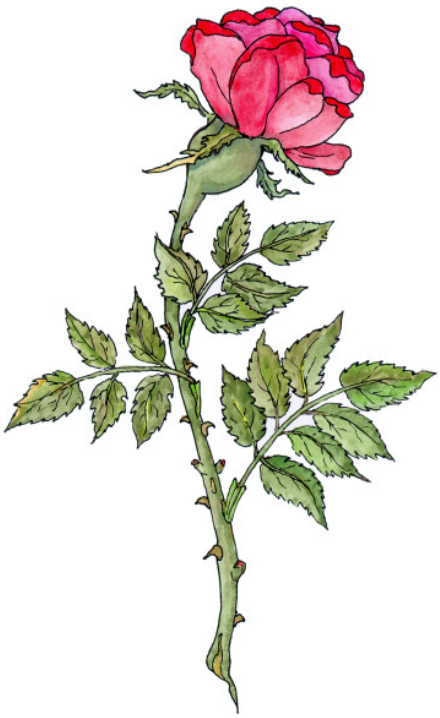

Abb. 69: Rose mit Dornen

Im Sommer 1437 verunglückte mein geliebter Mann auf dem Heimweg von einer seiner Baustellen mit dem Pferd und starb. Er war damals gerade 45 Jahre alt. Ich schrie tagelang und haderte mit Gott, bis mich meine Vorgängerin, die alte Priorin, wieder behutsam ins Leben zurückführte.
Wir waren gerade dabei gewesen, die Klosterschule neu zu organisieren, als der Unfall geschah. Die nun folgenden Wochen vergrub ich mich in Arbeit. Es hatte sich herumgesprochen, dass wir unsere Töchterschule um ein Internat für Externe erweitern würden.
Eines Morgens begehrte ein grauhaariger, etwas unsicherer Mann die Äbtissin zu sprechen. Er hatte zwei etwa zwölf und vierzehn Jahre alte Mädchen bei sich, die er bei uns „abgeben“ wollte. Er kam mir bekannt vor, und schon bald wusste ich, dass dieser Mann der Junker Konrad sein musste. Seine Frau war bei der Geburt des zweiten Kindes gestorben. Seither waren viele Jahre ins Land gegangen, ohne dass er sich nach meinem Verbleib oder gar nach meinem Befinden erkundigt hatte.
Die Großeltern der beiden Mädchen waren zwischenzeitlich zu alt geworden, um sich noch selbst der schulischen Erziehung der beiden Mädchen anzunehmen. Vorsichtig fragte er nach Elsbeth von Küssaberg. Ich nehme an, er hatte gehört, dass ich Witwe sei. Ich trug mein Ordenskleid, daher erkannte er mich nicht. Alte Wunden brachen nun auf, aber ich empfand nichts mehr für ihn. Die Zeit war unbarmherzig über die zarte erste Liebe und über meine Träume von damals hinweg gegangen. Ich gab mich nun zu erkennen. Daraufhin warf er sich auf die Knie und bat mich inständig, um der Mädchen und um unserer früheren Zuneigung willen seine Frau zu werden.

Ich hatte meinen Mann sehr geliebt, war nun fast vierzig Jahre alt und nicht mehr bereit, eine neue Beziehung einzugehen. Gerade hatte ich beschlossen, das Gelübde als Nonne abzulegen. Er hatte nicht das Recht, mich zu bedrängen und zu verunsichern. Schon einmal hatte er meine Gefühle mit Füßen getreten, war zu feige gewesen, mir offen zu sagen, dass er sich bereits anderweitig gebunden hatte. Er war mir sehr fremd geworden. Ich konnte mir nicht vorstellen, morgens neben ihm aufzuwachen oder gar körperliche Liebe mit ihm zu haben. Dass ich hier im Kloster St. Agnes Aufgaben hatte, die mir am Herzen lagen, und dass ich eine verantwortungsvolle Tätigkeit ausübte, war ihm vollkommen unwichtig. Dass ich vielleicht schon durch ein Gelübde gebunden sein könnte, kümmerte ihn ebenfalls wenig. Ich gab ihm daher eine barsche Absage. Er warf sich nun abermals auf die Knie, um die gewünschte Zusage zu erzwingen. Ich ließ mich jedoch nicht erweichen, bedeutete ihm zu warten und ging mit Tränen in den Augen hinaus. Ich verspürte weder Mitleid noch Kummer. Ich war nur unsäglich verletzt.
Meine Stellvertreterin und der Vogt Hans Murer handelten das Entgelt für Verpflegung, Unterkunft, Einkleidung und Erziehung der beiden Mädchen aus und schlossen darüber mit Herrn Konrad einen Vertrag, der durch das städtische Notariat besiegelt wurde. Danach ritt Konrad zurück nach Konstanz, und zwei reiterlose Pferde, die er mit sich führte, trotteten mit gesenkten Köpfen hinterher[18].

Abb. 70: Ritter Konrad verlässt das Kloster St. Agnes

Die alte Priorin

Meine Vorgängerin, die bei ihrem Eintritt ins Kloster den Namen Klara gewählt hatte, was „die Reine“ bedeutet, war alt geworden und bedurfte in vielen Dingen unserer Hilfe. Wir liebten sie sehr. Sie war genügsam und weise, hatte trotz ihres hohen Alters eine positive Lebenseinstellung und war, wenn jemand Kummer hatte, die erste Anlaufstelle. Ihre Namenspatronin war die Heilige Klara dei Sciffi von Assisi.

[18] Nach Würtenberger, „Elsbeth“ Seite 311, Vers 1, überlässt Ritter Konrad dem Kloster St. Agnes einen Hof zur Nutzung nebst den zugehörigen Weinbergen, Siehe auch Seite 289, Vers 1.

Im Sommer, wenn die jüngeren Frauen in den Weinbergen oder in der Landwirtschaft arbeiteten, bat sie uns, sie doch mitzunehmen. Die Mehrzahl der Liegenschaften von St. Agnes lag in drei Kilometer Entfernung östlich der Stadt. Das Areal nannte sich Gennersbrunn. Dort besaß das Kloster zwei Gutshöfe. Unser alter Korbflechter hatte für Mutter Klara einen Sessel gefertigt, in dem sie mit einer Decke über den Knien am Feldrand sitzen und schauen konnte. Hatte sie ein menschliches Bedürfnis, so wurde sie von einer der Schwestern abgehalten wie ein Kleinkind, und die Frauen scherzten fröhlich mit ihr. Sie führte ein lateinisches Gebetbuch mit sich. Manchmal schlief sie darüber ein. Sie liebte Tiere, vor allem Tiere mit Jungen, die Entenmutter mit ihren Küken, die Stute mit ihrem Fohlen.

Abb. 71: Die alte Priorin

Mutter Klara wohnte zusammen mit mir und der jüngeren Stellvertreterin in der für die Priorin vorgesehenen Wohnung. Der Vogt hatte ihr Bett so erhöht, dass sie morgens alleine die Bettstatt verlassen konnte. Das Essen brachte man ihr zumeist aufs Zimmer. Gottesdienste besuchte sie nur noch an hohen Festtagen. Immer wieder übernahm meine Stellvertreterin die Einteilung der täglichen Arbeit, damit ich mit Mutter Klara zusammen das Morgenessen einnehmen konnte. Ihr Herz lief an solchen Tagen über, der Tee wurde kalt und sie vergaß zu essen. Erinnerungen an ihre Jugend bewegten sie. Sie erzählte wieder und immer wieder von dem Gutshof, auf dem sie ihre Kindheit verbracht hatte. Nachmittags saß sie gerne in dem Kräutergarten, den mein Mann noch für uns angelegt hatte, und freute sich an Blumen und Insekten. Gegen Abend las ihr oftmals eine ältere Schülerin aus der lateinischen Bibel vor. Ihre bevorzugten Texte waren die sogenannte „kleine Offenbarung“ des Jesaja, der Prophet Jeremia und die Psalmen.

Sie machte sich viele Gedanken über ihren baldigen Tod und das Leben danach. Würde der barmherzige Christus sein Versprechen wahr machen und sie in das Haus seines Vaters aufnehmen, oder erwarteten sie Fegefeuer und Gericht? Nachts hatte sie schreckliche Gesichte. Wie manch andere Menschen unserer Zeit sah sie Erscheinungen am Himmel. Redete man ihr ihre Ängste aus, wurde sie wieder zuversichtlich, sinnierte aber trotzdem oft über die Vergänglichkeit der Welt und die Hoffahrt der Menschen. In Bildern und Textfragmenten hielt sie manchmal ihre Visionen fest. Auf ihren Skizzen waren Kirchen und Burgen aus der näheren Umgebung oder auch große Mauern zu sehen. Teilweise waren die Gebäude zerstört, teilweise von Baumwuchs überwuchert.

Abb. 72: Wieladingen

Eines Abends hatte sie für mich die folgenden Zeilen zu Papier gebracht, die sie mir mit großem Ernst überreichte:

Die Sage vom unheimlichen Schloss Küssenberg

Abb. 73: Geisterschloss Küssenberg (Vision)

„Ganz im Süden unseres Landes liegt auf halbem Wege zwischen Basel und Konstanz auf hohem Berge die Ruine einer großen Burg. In stürmischen Vollmondnächten erblickt man dort fern und unwirklich über den jagenden Wolken ein verwunschenes Schloss. Hell sind die Fenster des Rittersaales erleuchtet und der wüste Gesang betrunkener Zecher übertönt das Heulen des Windes. Um Mitternacht erhebt sich heftiger Sturm. Fensterläden schlagen, Waffenlärm und der Lärm fallender Stühle schallen herüber. Bald vernimmt man würgendes Erbrechen und eine scharfe zeternde Frauenstimme. Nach dem zwölften Glockenschlag endet der unheimliche Spuk und das Schloss wird von der Nacht verschlungen. Man hört nun Hufgetrappel. Zwei Reiter, tief auf die Rücken ihrer Pferde gebeugt, preschen nach Südosten davon."

Obwohl es nur eine Traumvision war, war ich doch einigermaßen bestürzt.
„Das keifende Weibsbild muss Frida sein", bemerkte ich „und die beiden Reiter ängstigen mich nicht mehr."

Verwendete Literatur:

[1] „Allgemeine Deutsche Biographie“, herausgegeben von der historischen Kommission bei der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, veröffentlicht im Internet: z.B. Quellentext „Kaiser Sigismund“ von Theodor Lindner und andere Texte.

[2] „Abbaye Saint: „Philibert de Tournus“, Kirchenführer, Druckerei Sté. Nouvelle Lescuyer Villeurbanne. Ohne Erscheinungsjahr.

[3] Bader, Josef: „Badenia oder das badische Land und Volk“, 1839. Auf Seite 12 findet man „Das klekgauische Hochschloss Küssachberg“ - Im Internet aufzurufen unter diesem Suchbegriff.

[4] Beer, Johannes: „Albrecht Dürer“, Karl Robert Langewiesche Verlag Königstein im Taunus 1953.

[5] Brechenmacher, Josef Karlmann: „Etymologisches Wörterbuch der deutschen Familiennamen“, C. A. Starke Verlag, Limburg an der Lahn 2007.

[6] Dörner, Gerald: „Kirche, Klerus und kirchliches Leben“, Google Books im Internet, Erscheinungsjahr 1996.

[7] Eco, Umberto: „Der Name der Rose“ Deutscher Taschenbuchverlag GmbH & Co. KG München 1986 ISBN 3-423-10551-8.

[8] Fuchs, Herbert: „Hohentengen“, Geiger-Verlag Horb (Neckar), 1. Auflage 1992, ISBN 3-98294-716 X, insbesondere die Kapitel 23 und 25 über die Schlösser von Wasserstelz, Kapitel 26 über den Klettgau und Kapitel 27 über das Konzil zu Konstanz.

[9] Ganshof, François Louis: „Was ist das Lehnswesen“, aus dem Französischen von Ruth und Dieter Groh, Darmstadt 1989, ISBN 3-534-00927-4.

[10] „Gotteslob“, Katholisches Gebet- und Gesangbuch. Ausgabe für das Erzbistum Freiburg. Herder Verlag, Freiburg 1975, ISBN 3-20016-3, Andachtsliturgie „Von den Freuden Mariens“, Gesangbuch Seite 1073, Nr. 951.

[11] Jürgen, Anna: „Blauvogel, Wahlsohn der Irokesen“. Kinderbuchverlag Berlin/ Verlag Neues Leben, 6. Auflage 1950.

[12] Kinkel Tanja: „Die Löwin von Aquitanien“, Club Taschenbuch Nr. 002963, Goldmann-Verlag, München 1989.

[13] Kommission Kultur der Internationalen Bodenseekonferenz: „Kloster und Orden am Bodensee“, Bodensee Medien GmbH, CH 9500 Wil 1997/98, ISSN 006-548 X.

[14] Lienert, Meinrad „Der Pfeiferkönig“, Aarau 1909, Druck und Verlag von H. R. Sauerländer & Co.

[15] Matt-Willmatt, Hubert: „Die Würtenberger“, Edition Klaus Isele, erschienen in der sogenannten „Alemannischen Reihe“, 1986.

[16] Melchers, Erna und Hans: „Das große Buch der Heiligen“, Cormoran Verlag, 1996, Südwest GmbH. & Co. KG München, ISBN 3-932100-01-8.

[17] Meyer, Werner / Finck, Heinz Dieter: „Die Schweiz in der Geschichte“, Band 1, (700 bis 1700), Sylvia Verlag, Zürich 1995, ISBN 3-908486-47-5.

[18] Pabst, Wolf: „Steinbildwerke in Küssaberg“, erschienen 1985 als Broschüre im Eigenverlag. Verkauf durch die Gemeinde Küssaberg (nahezu vergriffen).

[19] Soueif, Ahdaf: „Die Landkarte der Liebe“, Ausgabe 2000, Wilhelm Goldmann-Verlag, München, Buch Nr. 06629 0 der Bertelsmann GmbH. Das Buch schildert die sozialen Verhältnisse in Ägypten im ausgehenden 19. Jahrhundert und enthält zahlreiche sozialkritische Äußerungen zur Stellung der Frauen in der Gesellschaft.

[20] von Scheffel, Victor: „Ekkehard“, Libelle Verlag Bittighofen, bebilderte Neuauflage 2000, ISBN 10-390-9081495.

[21] Würtenberger, Karl Friedrich: „Elsbeth von Küssaberg“ – das Gotteli von St. Agnesen, Buchdruckerei für Kaiserlich Russische Staatspapiere, St. Petersburg 1889. Der Museumsverein Küssaberg und die Historische Vereinigung des Bezirks Zurzach, Museum Höfli, Bad Zurzach besitzen jeweils ein Exemplar des Buches.

[22] Würtenberger, Karl Friedrich: „Elsbeth von Küssaberg“ - das Gotteli von St. Agnesen. Im Internet verfügbar bei Projekt Gutenberg unter der Adresse http://www.gutenberg.org/files/38930/38930-h/38930-h.htm (auffindbar auch durch Eingabe der Suchbegriffe „Elsbeth Küssaberg Gutenberg“), sowie auf der Homepage der Gemeinde Küssaberg.

Abb. 74: Gänseblümchen

Erläuterungen zum Text:

Kurze Inhaltsangabe zu „Elsbeth von Küssaberg“

Junker Konrad, der Neffe des mächtigen Bischofs von Konstanz, muss vor dem Zorn des Kaisers fliehen, weil er unbedacht eine Entscheidung der Obrigkeit kritisierte. Auf der Küssaburg findet er Zuflucht und trifft dort Elsbeth, die Tochter des Burgvogtes Heinrich von Küssaberg. Er beginnt mit der jungen Frau eine Liebelei, obwohl er längst seiner reichen Base, die in Konstanz wohnt, die Ehe versprochen hat.
Als die Verbannung endet, kehrt Konrad nach Konstanz zurück. Bald entscheidet er sich für die Heirat mit seiner reichen Base. Das Ehepaar bekommt zwei Töchter. Elsbeth ist gedemütigt und verletzt. Sie tritt als Nonne in das Kloster der heiligen Agnes in Schaffhausen ein. Elsbeth ist bereits „Kusterin“, also rechte Hand der Äbtissin, als Konrads Frau stirbt und den Mann mit zwei unmündigen Kindern zurücklässt. Konrad begibt sich nach Schaffhausen. Er wendet sich an die städtische Obrigkeit mit dem Ansinnen, dass die beiden Mädchen im Kloster erzogen würden. Als er dann die Kinder im Kloster abgeben will, trifft er unerwartet auf Elsbeth. Er bittet sie schließlich auf Knien, um der Kinder willen seine Frau zu werden. Elsbeth ist schmerzlich betroffen, lehnt jedoch den Antrag ab, denn als Nonne sieht sie sich an ihr Gelübde gebunden. Sie nimmt jedoch die beiden Kinder in die Obhut des Klosters, nachdem Konrad die materielle Seite des Erziehungsauftrages durch eine großzügige Schenkung an das Nonnenkloster geregelt hat.
Es ist eine hübsche Geschichte, herzergreifend und tragisch, wie es sich für einen Liebesroman der damaligen Zeit gehört. Im obenstehenden bebilderten Prosatext erzählt Elsbeth die Geschichte aus ihrer Sicht neu und weniger dramatisch. Sie fügt der Erzählung einige ergänzende Kapitel bei.

Die Frage, ob man einen historischen Liebesroman umdeuten darf, soll hier nicht weiter erörtert werden. Ich halte mich da an das italienische Sprichwort: „Wenn nicht alles wahr ist, dann ist es dennoch eine gute Geschichte“. Sie mögen mich nun kritisieren, es macht mir nichts aus.

Zur weiteren Frage ob die Herren von Küssaberg Burgherren und adelig gewesen seien, äußert sich auch Würtenberger eindeutig**:** Auf Seite 9, Vers 2 heißt es „des Schlosses Vogt, Herr Heinz von Küssaberg...“ also nicht „der Burggraf, Herr Heinz von Küssaberg“. In der Episode, die den Streit zwischen Elsbeth von Küssaberg und Adelgunde von Wasserstelz schildert, wird Elsbeth beleidigt. Auf Seite 230, Vers 1, wird sie als „Tochter eines Dienstmannes“ herabgewürdigt. Die Küssaberger waren angesehene Burgvögte, aber keine Ritter oder Gaugrafen.

Im Epos „Elsbeth von Küssaberg“ ist der Burgvogt zumeist mit Gästebetreuung, mit Mittagsschlaf, Weintrinken, Disputieren und Jagd beschäftigt. Dass dies nicht so war, wissen wir zwischenzeitlich. Die Schilderung der verschiedenen Trinkgelage gibt dem Dichter Würtemberger dann Gelegenheit, seine etwas stupiden Weinlieder zum besten zu geben. Siehe hierzu beispielsweise Seite 64, Vers 1ff.

Während der Jugendzeit der Elsbeth von Küssaberg drohte ständig die Verpfändung der Burg. Die Bewohner der Küssaburg und die Bewohner der zur Herrschaft gehörigen Dörfer lebten daher in großer Ungewissheit über ihre Zukunft. Im Jahre 1421 war es dann so weit. Die Küssaburg wurde an Bilgeri von Heudorf den Älteren

verpfändet. Schon acht Jahre später, also 1429, übergab dieser die Herrschaft an seinen gleichnamigen Sohn. Die Person des Jüngeren Bilgeri ist schwer zu fassen. Der Schweizer Historiker Max Meier nennt den streitsüchtigen, rechthaberischen Mann einen Wegelagerer und Strauchdieb. Andere Historikern sehen Bilgeri als typischen Menschen seiner Zeit und bezeugen ihm Respekt mit Äußerungen wie „das war ein rechter Haudegen.“ (Müller-Ettikon in „Küssaberg im Landkreis Waldshut“, grünes Büchlein, Seite 27 unten).
Im neuen Küssaburgführer des Küssaburgbundes, 2009, Teil 2 von Christian Ruch, findet man eine ausführlichere Würdigung des jüngeren Bilgeri von Heudorf.

Abb. 75: Elster

Ausschmückende Episoden

Der Dichter Würtenberger schmückte sein Epos „Elsbeth von Küssaberg“ mit einer Reihe kleiner Geschichten aus, deren Inhalt ich kurz ansprechen, teilweise auch kommentieren will. Zusätzlich nenne ich die zugehörige Fundstelle im Text.

Episode 1 - Junker Konrad wird vom Blitz getroffen. Hochdramatische Textpassage im Stile der damaligen Zeit. Schaurige Beschreibung eines Gewitters: „Gar mancher Waldbaum sank ins grüne Moos“ und „ein jedes Rinnsal ward zum grimmen Strome, des Spuren noch der späte Enkel kennt“. Seite 40, Vers 4 bis Seite 44, Vers 4.

Episode 2 - Elsbeth mit Junker Konrad auf dem Söller stehend nennt dem Gast aus Konstanz die Namen der Alpengipfel. Das hübsche Gedicht nennt der Reihe nach die Berge, wie man sie auch heute noch von der Küssaburg aus bei klarem Wetter sieht. Die Küssaburg hatte sicher keinen Söller, aber das tut dem Gedicht insgesamt keinen Abbruch. Wunderschöne Verszeilen! Seite 52, Vers 2 bis Seite 58, Vers 1.

Episode 3 - Besuch der Zurzacher Messe. Ausführliche Passage über die Anreise zur Messe mit Erwähnung der zerstörten Römerbrücke, des Römerkastells und der Überfahrt mit der Fähre. Geschildert wird ein dramatischer, etwas dümmlicher Zwischenfall mit einem Tanzbären, danach der Messebetrieb und ein Bankett, das der Prior des Verenamünsters gibt. Auf dem Heimweg überreicht Konrad Elsbeth ein Ringlein, und Elsbeth berichtet, dass sie nach dem Willen des Vaters ins Kloster gehen soll. Seite 67, Vers 1 bis Seite 103, Vers 2.

Episode 4 - Der Knecht Hansli unternimmt einen Flugversuch im Stile des Schneiders von Ulm. Er bindet sich zwei flache Körbe, wie man sie zur Aussaat verwendet, sogenannte „Wannen“, unter die Arme und stürzt sich vom Bergfried. Hansli ist in Würtenbergers Epos der „Buffone“, also der Possenreißer. Wie in der Oper soll er die dramatische Handlung etwas auflockern und den Leser erheitern. Elsbeth und Konrad sind das tragische Liebespaar, Hansli und Mechthildis die beiden spaßigen, drolligen Gegenspieler. Bei der Textstelle handelt es sich ebenfalls um einen relativ dümmlichen Einschub. Seite 107, Vers 2 bis Seite 108, Vers 3.

Episode 5 - Es ist die ausführliche Schilderung einer höfischen Jagd mit einer hübschen Einleitung versehen. Die Jagd spielte sich sicher nicht so ab, weil der Vogt kein adeliger Jagdherr, sonder ein eben Dienstmann war, der weder mit Hundemeute noch in illustrer Jagdgesellschaft zu Jagd ritt. Seite 109, Vers 1 bis Seite116, Vers 1. Etwas später ist dann die Rückkehr der Jäger beschrieben, siehe Seite 132, Vers 3 bis Seite133, Vers 1.

Episode 6 - Elsbeth verbindet einem verletzten Bübchen den Finger. Seite 126, Vers 2 bis Seite 128, Vers 1.

Episode 7 - schildert eine Tätlichkeit gegenüber einem Tiengener Juden. Die von Würtenberger als Schwank gedachte Erzählung wird heute als ziemlich peinlich empfunden. Seite 140, Vers 3 bis Seite 145, Vers 2.

Episode 8 - Ein Sänger ist auf der Burg eingetroffen und trägt nun seine trieftraurige Lebensgeschichte vor: In einem Dorfe verliebt er sich beim Tanze in ein Mädchen, sie ist Waise. Er bringt sie nach dem Tanze heim und kommt auf dem Rückweg in ein Gewitter. Man bezichtigt ihn, da es gebrannt hat, der Brandstiftung und verurteilt ihn zum Tode am Galgen. Ein angesehener Herr, Ratsherr und – oh Zufall – auch Vormund der Waise, legt ein gewichtiges Wort für ihn ein. So kommt er am Ende frei. Das Mädchen, des Ratsherrn Augapfel und Hoffnung für das Alter, flieht zusammen mit dem Sänger aus dem Dorfe, ohne von seinem Ziehvater Abschied zu nehmen. Sie wird schwanger und stirbt bei der Geburt des Töchterchens. Das Kind wird in Pflege gegeben. Als fast erwachsenes Mädchen wird sie vom Herrn der nahen Burg entführt und stürzt sich dort aus dem Fenster. Der Spielmann sinnt auf Rache und lauert dem Burgherrn im Stile Wilhelm Tells in einem Hohlweg auf. Dort überkommt ihn beim Anblick des Übeltäters plötzlich die Erkenntnis, dass er kein Recht habe, sich zum Richter aufzuschwingen: Hat er nicht selbst das Pflegekind des Ratsherrn mit sich genommen und dem alten Herrn, der ihm damals das Leben rettete, sein Liebstes genommen! Er verzichtet auf Vergeltung und zieht einsam in den Krieg, um dort den Tod zu suchen. Dramatischer geht es nimmer. Die Geschichte ist ganz im Stil der damaligen Zeit geschrieben. Siehe Seite 148, Vers 2 bis Seite 214, Vers 1 (66 Seiten lang !)

Episode 9 Adelgunde von Wasserstelz, zu Gast auf der Burg, wirft aus Eifersucht beim Streit um einen Fingerring ihre Rivalin Elsbeth vom Söller. Elsbeth fällt in einen Schneehaufen und übersteht das Abenteuer völlig unverletzt. Ein Söller ist eine Art Balkon, ziemlich hoch oben. Die Geschichte ist unwahrscheinlich. Elsbeth hätte den Sturz wohl nicht überlebt. Siehe hierzu Seite 224, Vers 1 bis Seite 234, Vers 4. Auf der Seite 230, Vers 1 finden sich die Zeilen, in denen Elsbeth als Tochter eines Dienstmanns beschimpft wird.

Episode 10 Des Bischofs Bote Edlibach erscheint auf der Burg und übergibt zwei Briefe. Das Kapitel ist von zentraler Bedeutung für den weiteren Gang der Erzählung. Die Illustration auf Seite 236 von Karl Arnold Baldinger aus Zurzach zeigt Edlibach als herrischen, aufbrausenden Widerling. Genau so habe ich ihn auch in meiner eigenen Textfassung beschrieben. Siehe hierzu Würtenberger, Seite 237, Vers 1 bis Seite 248, Vers 3. Wer war nun aber dieser Edlibach?
Es gibt einen Ort Edlibach in der Schweiz, etwa 7 km östlich von Zug, jedoch keinen Hinweis auf eine Burg dieses Namens. Im Internet findet man unter dem Suchbegriff „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich 1464“ auch dessen Ehefrau, eine Witwe Anna Edlibach, Mutter des Chronisten Gerold Edlibach. In der Geschichte „Der Pfeiferkönig“ [14] kommt in Kapitel 2 ein Uli Edlibach, Ammann der Anna von Hewen, Äbtissin des Frauenmünsters Zürich vor. Andere Quellen konnte ich nicht finden. Es dürfte wohl unbestritten sein, dass Würtenberger, dessen „Elsbeth“ 1889 erschien, bei Dr. Josef Bader [3] abgeschrieben hat. Baders Veröffentlichung über „das Hochschloss Küssachberg“ erschien schon 1839. Würtenberger hatte keinerlei Skrupel, den Besuch des Boten Edlibach aus dem Pestjahr 1611 in das Jahr 1417 zurück zu verlegen. Bader überliefert uns folgende Zeilen:

„Nicasiuns Beyer zum Edelpach
Hat ordentlich schön verrichtet sein Sach,
Den Willkomm getrunken auch,
Wie sich gebühret nach altem Brauch.
Dabei er sich also befund,
Dass er das Bett nicht finden kunnt“.

Abb. 76: Betrunkener Edlibach

Seit Baders Bericht über das ominöse Gästebuch der Küssaburg erscheinen die sechs Zeilen über Edlibach, der sein Bett nicht mehr fand, in jeder Veröffentlichung über die Küssaburg. Die Zeilen kommen mir vor wie ein böser Fluch. Schauen sie nach bei Samuel Pletscher, bei Würtenberger, bei Müller-Ettikon, oder auch im neuen Küssaburgführer bei Christian Ruch, Sie werden fündig. Keiner der Autoren konnte sich entschließen, auf das „Schmankerl“ zu verzichten. Einst galt ein Fest erst als gelungenes Fest, wenn man spät nach Hause kam, stockbetrunken war, sich daneben benahm und sich prügelte (vielleicht ist das auch heute noch so?). Aber so lustig sind die sechs Zeilen nun auch wieder nicht, als dass man sie immer wieder zitieren müsste.
Wenden wir uns nochmals dem Wahrheitsgehalt des Gästebuches der Küssaburg zu, das angeblich im Original vor Dr. Bader auf dem Tisch lag: Vorab sei gesagt**:** Ich habe Baders Zeilen mit der Fußnote im Originaltext gelesen. Wie peinlich wäre es, sollte sich herausstellen, dass es das Tagebuch der Küssaburg gar nicht gab. Es verdichtet sich bei mir die Vermutung, dass Bader seinen Bericht über jenes Gästebuch frei erfunden hat. Zur Zeit findet an der Universität Zürich ein heftiger Schlagabtausch zwischen dem emeritierten Professor Bernhard Stettler und einem Historiker namens Christoph Pfister statt. Eine Veröffentlichung von Stettler „Die Eidgenossenschaft im 15. Jahrhundert“, erschienen 2004, wird in diesem Streit nach allen Regeln der Kunst „zerpflückt“. In der Kritik las ich, dass es zur Zeit Baders Mode war, Geschichte und historische Fakten selbst zu erfinden, ohne dies in einem Anhang zu vermerken. Es war sozusagen ein Volkssport, angeblich sichere Quellen zu nennen. Genau das macht Bader möglicherweise: Er schreibt: „Ich habe das Gästebuch vor mir liegen“, und er behauptet, das Gästebuch sei Anfang des siebzehnten Jahrhunderts von Prag zurück auf die Küssaburg gekommen. Wie kam es dann aber nach Waldshut, nachdem doch 1634 die Burg mit allem, was darinnen war, abgebrannt ist? Und warum haben die Waldshuter das kostbare Gästebuch heute nicht mehr? Dr. Bader schreibt weiter: „ich kann den Namen nicht entziffern“, bezieht sich dann sogar auf eine Seite 94, fügt ein bisschen Latein und Italienisch dazu, damit es noch authentischer klingen möge, dann noch eine exakte Datumsangabe und fertig ist die Fälschung. Ich vermute, dass 1611 die Hälfte der Besucher der Burg noch gar nicht schreiben konnte. Durch den Roman „Der Pfeiferkönig“, werde ich in meinen Zweifeln bestärkt**:** Die Novelle vom Pfeiferkönig ist mit Namen und Fakten vollgepfropft, die der Autor unmöglich wissen konnte. Warum kommentiert Bader das geheimnisvolle Gästebuch auch später nicht ausführlicher? Es stellt doch mit den angeblich vorhandenen Namen eine unerschöpfliche historische Quelle dar. Der Trick, sich auf dumpfe alte Quellen zu beziehen, ist im Übrigen nicht neu: „Uns ist in alten Maeren wunders viel gesait“ heißt es im Nibelungenlied. Ich will Dr. Bader wirklich nicht zu nahe treten, aber meine Zweifel an der Existenz des Gästebuches verdichten sich.

Abb. 77: Das Gästebuch der Küssaburg

Episode 11 beschreibt recht hübsch den ersten Spaziergang des Schaffhauser Stadtadels nach hartem Winter und langer Fastenzeit. Die Strophen sind, wie man unschwer feststellen kann, Goethes berühmten Osterspaziergang aus dem Faust nachempfunden. Seite 249, Vers 1 bis etwa Seite 260 Vers 4. Danach wird geschildert, wie Konrad den Bürgermeister von Schaffhausen und den Abt von Allerheiligen bittet, seine beiden Töchter in St. Agnes aufzunehmen und zu erziehen. Er fragt also nicht erst lange im Frauenkloster an, sondern übergeht die Klosterfrauen. Würtenberger findet das offenbar so ganz in Ordnung.

Episode 12 Der Schaffhauser Bürgermeister betätigt sich als Alchemist, versucht aus Blei Gold zu machen. Seite 275, Vers 2.

Frauenlob im Stile der Zeit – einige Beispiele:

Abb. 78: Würtenbergers Idealhausfrau

In Züchten stiller Minne treu ergeben
Und milde waltend, deutsches Frauenleben. (Seite 62, Vers 3)

Bekanntlich wird ja in den deutschen Gauen
Der Frauen Recht vom Manne stets gepflegt;
Wir kennen nicht des Willens frei Genießen,
Auch ziemt uns schlecht das eigene Entschließen. (Seite 102, Vers 1)

Auf reichen Linnenschatz, von eigner Hand geäufnet
Hielt damals, wie noch jetzt, die deutsche Frau,
Und was ihr Fleiß in langen Jahren mehrte,
Sie stellt es gerne fremdem Blick zur Schau. (Seite 117, Vers 3)

Wie gerne rührt doch Frauenfleiß die zarten Hände
Und achtet weder Mühe noch Beschwer,
Des Mannes Heim behaglich zu gestalten
Und still zu wirken für des Hauses Ehr. (Seite 130, Vers 3)

S´ ist ja der Frauen schönstes Theil, in sanfter Weis
Zu wirken, dass des Mannes stärkre Kraft
Nicht bloß nach äußeren Erfolgen ringe,
Mit denen er sich oft nur Sorgen schafft.
Sie suchen oft in sinnig zartem Walten
Des Mannes Sinn auch edler zu gestalten. (Seite188, Vers 2)

An vielen anderen Textstellen gibt, wie ich zu Beginn schon sagte, Würtenberger Kostproben seines etwas seltsamen Frauenbildes. Die seichte, unbedarfte Schilderung des „hold betörten“ weiblichen Wesens (Seite 288, Vers 1) mag man heute nicht mehr ertragen.

Hinweise zu den Personen

Im Rahmen meiner dichterischen Freiheit habe ich mir erlaubt, meiner eigenen Erzählung einige Personen hinzuzufügen, die historisch nicht nachgewiesen werden können. Es ist dies Elsbeths schwarzhaarige Mutter aus dem Guldental im Jura. Wie die Mutter wirklich hieß, ist nicht zu ergründen, aber die schwarzhaarigen Mädchen gibt es noch heute in Küssnach. Von mir hinzugefügt sind auch der Bruder Gerold, die Schwester Helga, auch die Schwester des Burgvogtes, die später als Lehrerin ins Kloster Töss ging. Der Großvater[19], der sich immer noch für die große Zeit der Ritter begeistert, und die Großmutter sind frei erfunden.
Ebenfalls meiner Phantasie entsprangen der Schweinehirt und der Holzknecht. Die Geschichte vom Stier Herbert stammt von Familie Hilpert aus Indlekofen. Wenige Fakten sind bekannt über den Burgvogt selbst, dagegen lassen die alten Akten die Vermutung zu, dass Elsbeth tatsächlich mit Götz von Hünenberg verheiratet war. Ich habe versucht, dies in meinem Text näher zu erläutern. Der Geburtstag Elsbeths, der 19. November 1397, ist nicht überliefert. Die zeitliche Einordnung dürfte aber in etwa stimmen. Der 19. November ist zudem der Tag der heiligen Elisabeth.
Auf Seite 3 Vers 1 schreibt Würtenberger, er habe über dem Eingangstor zur Burg ein Wappen mit dem Kopf eines Löwen gesehen. Das heute dort angebrachte Wappen stammt von1982. Darin ist neben dem Wappen der Grafen von Sulz, und dem Familienwappen der Verena von Brandis eine Bischofsmitra zu finden. Siehe Seite 32 meiner Veröffentlichung „Steinbildwerke in Küssaberg“ [18]. Die heutige Wappentafel ist so nicht stimmig. Auf Seite 14 Vers 4 leitet Würtenberger seinen eigenen Namen von „Wirth am Berg“ ab, was ebenfalls nicht korrekt sein dürfte.

[19] Einst war ich Patient im Northwestern Memorial Hospital in Chikago. Ein im Fieber liegender Zimmernachbar wähnte sich auf Kriegszug gegen die Apachen. Er ritt an der Seite von John Wayne und kämpfte mit viel Gebrüll seinen heldenhaften Kampf: „yuppie-jey, päng-päng!“

Im Kapitel „Bei den Großeltern“ schildere ich, wie die Bilder mit den grimmigen Heiligen das Mädchen verängstigen und wie Elsbeth aufgefordert wird, Buße zu tun, ohne dass ihr erläutert worden wäre, weshalb und wozu. Die „Heiligen“ meiner frühen Jugend waren die alten Männer, die zu dieser Zeit Deutschland regierten. An den Wänden der Schulzimmer hingen damals überall Schwarzweißfotografien dieser Vorbilder in billigen Rahmen. Man sagte uns, wir hätten den Krieg verloren, wir hätten uns still zu verhalten und uns in Bescheidenheit und Demut zu üben. Viele Klassenkameraden wuchsen ohne Väter auf. Man fürchtete sich als Kind aus dieser düsteren Stimmung heraus vor einer ungewissen Zukunft. Die Bilder der alten Herren mit den dicken schwarzen Hornbrillen ängstigten mich sehr, insbesondere Albert Schweizer mit seinem schrecklichen Schnauzbart.
Den Namen der alten Priorin von St. Agnes, Vorgängerin der Elsbeth, konnte ich trotz Internetunterstützung nicht herausfinden. Ich nannte sie Klara, wie meine Mutter. Auch beschrieb ich sie so, wie ich meine Mutter als betagte Frau in Erinnerung habe. Viele Menschen der damaligen Zeit litten an schrecklichen Visionen und an Ängsten vor dem jüngsten Gericht. Sie waren oft unwissend und abergläubisch. Durch die schrecklichen Verfolgungen während der Inquisition und durch das Verhalten von Mönchen und Geistlichen, die ihre Schauergeschichten erzählten und diese am Ende noch selbst glaubten, wurden die Ängste noch vertieft. Überliefert ist, dass der Maler Albrecht Dürer im Jahre 1525 in einer Traumvision „große Wasser vom Himmel fallen sah“ [4]. Der Maler Caspar David Friedrich (1744 -1840) zeichnete im Alter eine Anzahl bestehende Gebäude als Ruinen, von Büschen und Bäumen überwuchert.
Aus verschiedenen Akten ging hervor, dass die Frauen von St. Agnes, aber auch die Nonnen des Großmünsters in Zürich immer wieder gerüchteweise beschuldigt wurden, sie hätten Männerbekanntschaften. Die Bevormundung der Nonnen von St. Agnes durch das Allerheiligenkloster sprach ich schon an anderer Stelle an. Speziell in Zürich gab es grobe Tätlichkeiten gegen die Klosterfrauen des Frauenmünsters. Die Angreifer waren die Söhnchen der Stadtobrigkeit, die sich diese groben „Belustigungen“ offenbar herausnehmen konnten.

Während ich an meiner Version der „Elsbeth von Küssaberg“ schrieb, durchlitt unsere Region die schlimmste Trockenperiode, die ich je erlebte. Mehr als zwei Monate lang fiel so gut wie gar kein Regen. Täglich sahen wir über dem Schwarzwald dunkle Wolken, doch sie zogen vorbei. Der Lokalteil der Zeitung berichtete ohne Ende von Sommerfesten, örtlichen Discos und Privatfeiern. Die Trockenheit war einfach kein Thema. Den Gedanken an eine Hungersnot, wie sie früher, zur Zeit der Elsbeth von Küssaberg, immer wieder vorkam, gibt es nicht mehr. Für die Bereitstellung der Lebensmittel sind heute die großen Lebensmittelmärkte zuständig. Vielen Menschen fehlt der Kontakt zur Natur. Ich selbst war jeden Abend damit beschäftigt, unseren großen Garten vor dem völligen Kollaps zu bewahren. Nebenan, auf den Feldern unserer Nachbarn, litten Gräser, Getreide und andere Nutzpflanzen unbeschreiblich unter der Trockenheit. Ich war in diesen Wochen erschöpft und ganz verzweifelt. Nun bin ich sehr dankbar, dass der Himmel wieder heftig regnen lässt und freue mich, dass auch meine Geschichte zum Abschluss kam.

Wolf Pabst

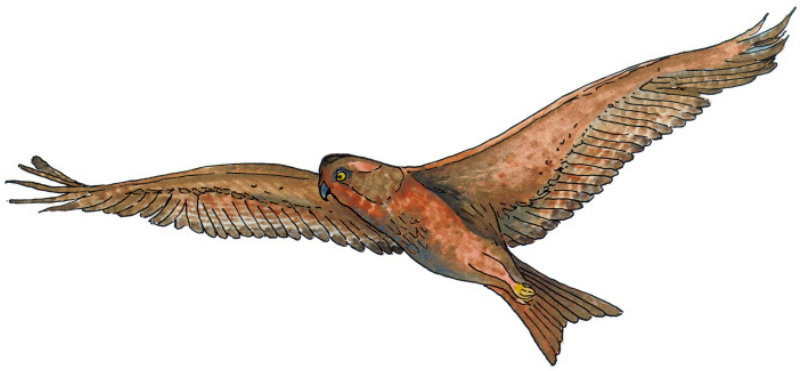

Abb. 79: Milan

Danksagung

Für die wertvollen Anregungen zum Text danke ich herzlich Herrn Hubert Roth aus Klettgau, der meine erste Textfassung sorgfältig prüfte und kommentierte. Meinem Sohn Stephan bin ich dankbar für seine Anmerkungen zur bereits verbesserten Textfassung und für die Bearbeitung von Text und Zeichnungen mittels EDV. Ich danke meiner Frau Ursel, die meine Zeichnungen kritisch begutachtete und mit mir immer wieder über Fragen der Perspektive und über Würtenbergers Frauenbild diskutierte. Meine Schwester Annette, sowie ihr Mann, mein Schwager Pierre Béziat, hatten stets Interesse für meine Arbeit, ihre Hinweise und ihre konstruktive Kritik waren mir sehr hilfreich. Gerne danke ich auch Frau Marlise Wunderle vom Stadtarchiv Schaffhausen für ihre freundliche Unterstützung.

Abb. 80: Bild der Küssaburg von Westen

Ende